

1

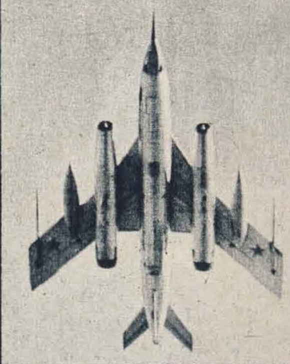
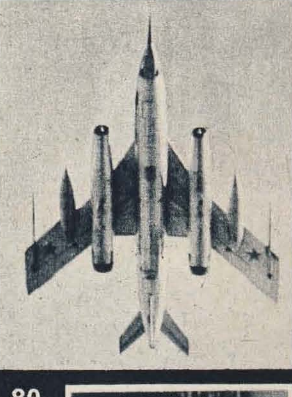
ARMEERUNDSCHAU - SOLDATENMAGAZIN * 1.- M * 1974



30



50

90

80



INHALT

42





24

54



10



Wir haben neulich über Liebe und Haß gesprochen. Dabei trat die Frage auf: Ist es überhaupt moralisch, zu hassen?

Obermatrose Achim Kurtz

Wer, so sei gegengefragt, bestimmt denn eigentlich, was moralisch ist? Gibt es dafür ewig geltende Gebote oder ein für alle Zeiten verbindliches Sittengesetz?

Ganz gewiß nicht.

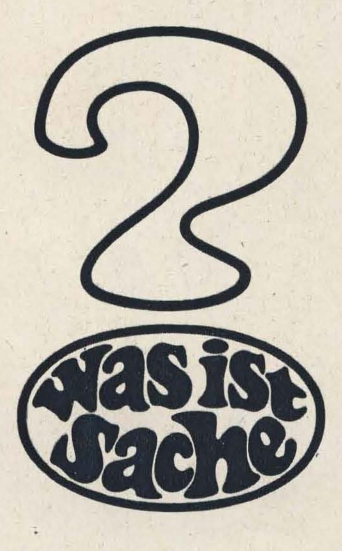
Moral, Ethik, Sittlichkeit sind Formen des gesellschaftlichen Bewußtseins. Sie entstehen in der Gesellschaft und verändern sich mit ihr. Folglich gibt es – und da erinnere ich an Lenins Rede über die Aufgaben der Jugendverbände, die Sie im FDJ-Studienjahr behandelt haben – „keine Sittlichkeit außerhalb der Gesellschaft". Und weiter: Für die Arbeiterklasse ist allein sittlich, „was der Zerstörung der alten Ausbeutergesellschaft und dem Zusammenschluß aller Werktätigen um das Proletariat dient, das eine neue, die kommunistische Gesellschaft aufbaut".

Der Kampf des Neuen gegen das Alte ist harter, erbitterter Klassenkampf. In ihm stehen wir mittendrin – ganz besonders als Soldaten, deren Sache es ist, das in 25 Jahren DDR Geschaffene militärisch zu sichern. Hier ist unser sozialistisches Vaterland, und im Sozialismus haben wir eine Gesellschaftsordnung, die liebenswert und verteidigungswürdig ist wie keine zuvor. Unsere Liebe zum Sozialismus schließt unseren Haß gegen seine Feinde ein.

Ich frage Sie:

Kann es moralisch sein, die Mörder Allendes und tausender chilenischer Patrioten nicht zu hassen? Geht das überhaupt: Solidarität mit Chile ohne Haß auf die faschistischen Würger der Unidad Popular? Wäre es nicht unmoralisch, das imperialistische System der Ausbeutung, der Unterdrückung und der Aggression nicht zu hassen und zu bekämpfen? Ja, sie verdienen unseren Abscheu und unseren Haß: Die immer wieder auf Krieg drängenden israelischen Aggressoren. Die Indianerverfolger von Wounded Knee. Die auf die innere Aushöhlung des Sozialismus setzenden Politiker der BRD. Die Rassenfanatiker in Südafrika. Die aus der Energiekrise Höchstprofite ziehenden Monopolherren. Die die Aggressionsbereitschaft der Bundeswehr immer höher treibenden imperialistischen Kräfte in der BRD. Alle verdienen sie es, die dem Menschheitsfortschritt im Wege stehen.

Liebe zum Sozialismus verlangt Haß auf den Imperialismus. Das ist unsere Moral. Siehe Lenin: „Für uns ist die Sittlichkeit den Interessen des proletarischen Klassenkampfes untergeordnet."





Ist es heute bei der NVA auch noch üblich, ein schlecht gebautes Bett einzureißen?

Gottfried Roggenbusch

Nein, das ist es nicht. Und wenn hier und da eine Ausnahme die Regel bestätigt, ist auch sie zuviel.

Natürlich wird von jedem Soldaten ein guter, ordentlicher und den Vorschriften entsprechender Bettenbau verlangt. Aber ein Bett einreißen, das nicht diesen Anforderungen entspricht, scheint mir eine nicht mehr in unsere Zeit passende und deshalb untaugliche Methode zu sein. Ich empfinde es als verletzend. Schließlich steckt in jedem Fall Arbeit dahinter und Mühe. Und die Arbeit, die der Genosse sich gemacht hat, soll und muß man achten – auch wenn sie noch nicht ganz gelungen ist. Mit dem Einreißen wird zudem gleich alles für null und nichtig erklärt, obwohl vielleicht nur die Decke nicht straff gezogen war oder der Kopfkeil verschoben. Warum also gleich alles kaputtmachen? Das ist nicht die in unserer Armee übliche kameradschaftliche Hilfe durch den Vorgesetzten. Daraus können weitergehende Folgerungen entstehen: Mutlosigkeit, Unlust, eine povozierte Kontrastellung, ein Gefühl des Verzweifelns oder des Zweifelns an sich selbst.

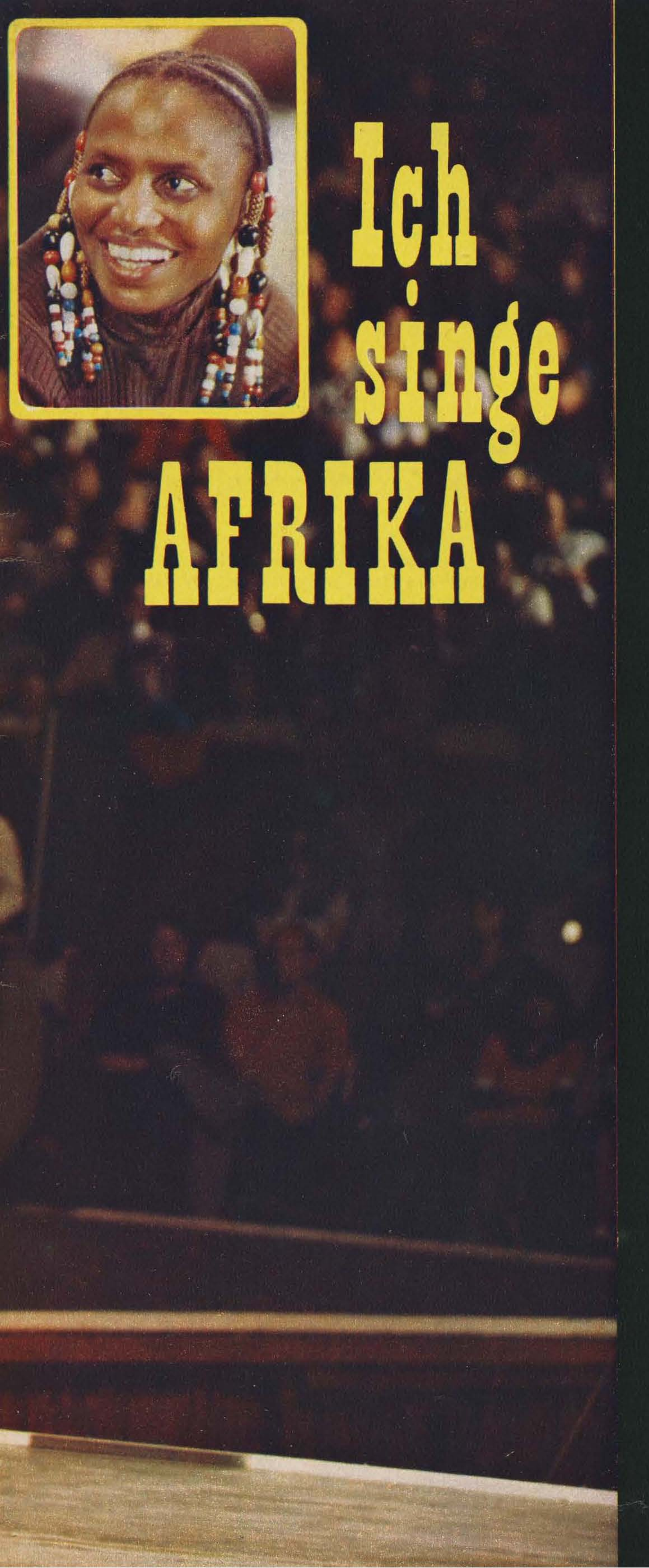
Wenn also der Bettenbau mal nicht in Ordnung ist, dann soll der Vorgesetzte das sagen – konkret und sachlich, damit es helfend wirkt. Natürlich soll er verlangen, den Fehler zu beheben. Und er soll, gerade bei jungen Soldaten, auch zeigen, wie es am besten und rationellsten gemacht wird. Nur so wird ein (gut gebautes) Bett daraus und weiterführend auch ein gut gebautes Kollektiv.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur





Ich singe AFRIKA

Bei einem Gespräch, 35 Stockwerke über Berlin, sagte mir Miriam Makeba: „Man wirft mir zuweilen vor, ich würde nur politische Lieder singen. Aber ich singe nur die Wahrheit." Wie sie das tut, davon konnten wir uns in drei unvergeßlichen Veranstaltungen während der X. Weltfestspiele überzeugen. Ihre Wahrheiten sind von großer politischer Brisanz. Charakteristisch dafür mag das Lied der Goldarbeiter sein. Es erzählt von Männern, die gezwungen sind, ihre verelendenden Dörfer zu verlassen und in die Bergwerke zu gehen, und von Frauen, die darum bangen, ihre Männer wiederzusehen. Die Makeba singt das in einer afrikanischen Sprache, doch ein paar erklärende Worte von ihr, und jeder versteht, was sie singt. Und jeder empfindet die Not dieser afrikanischen Frauen in ihrem Gesang. Oder sie wendet sich mit dem Appell an ihr Publikum, alles zu tun, die politischen Gefangenen und Führer des African National Congress (ANC) zu befreien. Der Weg der Makeba selbst vom Star einer Johannisburger Unterhaltungsrevue zur Anklägerin der Apartheid-Politik macht die einfache Wahrheit deutlich, die Brecht in die Frage faßt: Wer seine Lage erkannt hat, wie sollte der aufzuhalten sein? Es ist auch eine dieser einfachen Wahrheiten, die große politische Veränderungen in der Welt signalisieren, wenn sie triumphierend erklärt, daß ihr acht Länder die Staatsbürgerschaft zuerkannten (darunter Tansania, Guinea, Kuba und Algerien), als das südafrikanische Rassistenregime sie ihr raubte. Drei Länder gaben ihr den Status eines Diplomaten. In der Tat, sie ist eine vorzügliche Botschafterin der Völker Afrikas und ihres Kampfes gegen Kolonialismus und Rassismus. Sie ist eine große Sängerin, weil sie auch eine große Kämpferin ist.

Oberstleutnant Christian Klötzer

Unsere ständigen Leser werden es unschwer erraten haben: Dies ist ein neues Vorhaben des Soldatenmagazins, neu und jung wie das begonnene Jahr. Genußvolle Entdeckungsreisen möchten wir mit Ihnen allmonatlich unternehmen, lieber Leser. Entdekkungsreisen in die Welt kämpfender Kunst aus Gegenwart und Vergangenheit. Viele brieflich geäußerte Wünsche nach Bildnissen, die sich zum Sammeln oder



BILDKUNST 1974

als Wandschmuck eignen, haben uns dazu ermutigt. Liegen wir auch bei Ihnen richtig? Sind Sie mit von der Partie, oder ist Ihnen so etwas schnuppe? Vielleicht teilen Sie uns einmal mit, welche Reise *Sie* sich wünschen und was Sie für entdeckenswert halten. Und dann noch etwas: Im Dezember bieten wir 100 Serien der in diesem Jahr veröffentlichten 12 Reproduktionen zum Verkauf an. Näheres teilen wir rechtzeitig mit. *Redaktion AR*

Frank Ruddigkeit: „Die ersten Schritte", Lithographie

Der Leipziger Maler und Grafiker Frank Ruddigkeit hat eine Grafik-Serie geschaffen, die den Titel trägt „Gefechtsausbildung". Den Auftrag erhielt er dazu von der Politischen Verwaltung des Militärbezirks Leipzig. Diese auf einen Stein gezeichneten und von dort auf das Papier gedruckten „Lithografien" werden ihren Weg in Soldatenstuben, in Unterrichtsräume und Klubs nehmen, die Lebensumwelt verschönen helfen und auf ihre Weise vom Sinn des Soldatseins künden. Mancher gute Soldat wird die Mappe sein eigen nennen, als wertvolles Geschenk für vorbildliche Ausbildungsergebnisse.

Jene Leser, die etwas vom Soldatenhandwerk verstehen, werden nach gründlicher Betrachtung der nebenstehenden Grafik sicherlich bestätigen, daß hier Soldaten bei ihrer schweren Arbeit beobachtet wurden. Beobachtet von einem Künstler, der seinen Auftrag sehr ernst nahm, der gewissermaßen auf „Tuchfühlung" gegangen ist.

Wenn Sie dem Blatt zustimmen wie ich, dann hieße das: Er hat gezeichnet und uns mittels seiner Kunst sehen gelehrt, daß alles Schwere des Lernens auch Schönheit in sich bergen kann. Er hat uns mit dem Zeichenstift erleben und erkennen lassen, daß ein Künstlerauge nicht eine Fotolinse ist, die alles genau aus der Natur auf das Papier überträgt. Er hat vielmehr die Ansicht verstärkt, daß ein künstlerisches Bild das heraushebt, was oft inmitten der vielen Zufälligkeiten der sichtbaren Welt untergeht und dennoch ungeheuer wichtig ist für das Erfassen des Wesentlichen.

Ein Bild hat immer eine oder mehrere Ideen, die der Künstler vermitteln will. Unsere Grafik, das erste Blatt aus der Serie Frank Ruddigkeits, konzentriert sich darauf, die „ersten Schritte" eines jungen Soldaten in seiner Ausbildung darzustellen. Nicht ohne Schmunzeln nehmen wir Anteil an seinem Eifer, das Marschieren, etwas bisher wohl Ungewohntes, richtig zu erlernen. Energie und Wille, es gut zu machen, aber auch Optimismus, es zu schaffen, sind das hervorstechende Kennzeichen des Blattes. Und der Betrachter ist überzeugt: schon hier werden durch bewußt auferlegte Disziplin Reserven freigelegt für Anforderungen, die ungleich schwerer als diese sein können.

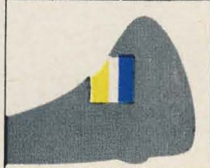
Eine andere wichtige Aussage ist in der grafischen Komposition enthalten. Das ist die kameradschaftliche Diensthilfe, die ein zweiter Genosse, ein „alter Hase", dem „Neuling" erweist. Er macht Mut, exerziert mit, und es ergibt sich daraus logisch eine „Moral" des Blattes. Sie liegt im Kameradschaftsgefühl. Der Soldat ist unter Freunden, ihm stehen Klassengenossen zur Seite, die — die Gebärde weist es aus — alles andere als sture Marschierer sind. Der Dienst ist keine Erholung. Die knappen Striche, mit denen Haltung, Bewegung, Kleidung und Umwelt angedeutet werden, lassen keine irgendwie geartete persönliche Stimmung aufkommen. Sie enthüllen nicht den Dienstgrad des helfenden Kameraden. Konzentration auf das Wesentliche, darum ging es dem Künstler. Das steigert den Wahrheitsgehalt des Dargestellten.

Wenn es mir gelungen sein sollte, den Betrachter dieser Grafik zum längeren Anschauen ermuntert zu haben, dann sind auch meine „ersten Schritte" als Textautor für künftige Bild-Reproduktionen in der Armee-Rundschau nicht umsonst gewesen. Es würde mich freuen, die Meinung vom Leser zu erfahren.

Günter Meier
Diplom-Kunsthistoriker



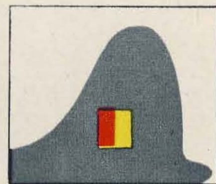
Nationalitätenkennzeichen an Militärflugzeugen (II)

Union von Burma



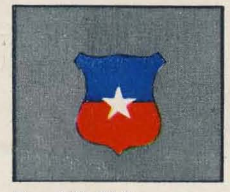
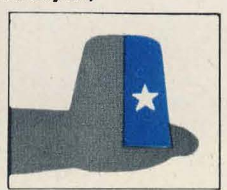

Deutsche Demokratische Republik

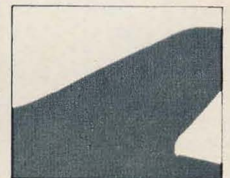
Republik Sri Lanka (ehem. Ceylon)




Dominikanische Republik

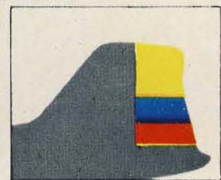
Republik Chile

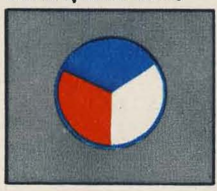
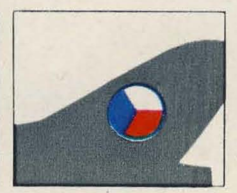
Demokratische Republik Vietnam



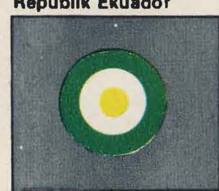
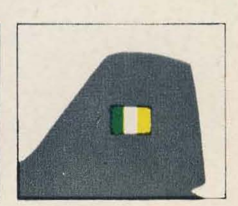

Volksrepublik China

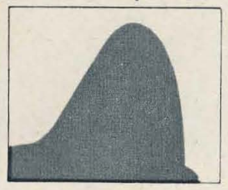
Republik Ekuador

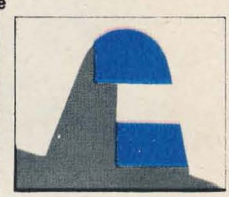
Tschechoslowakische Sozialistische Republik

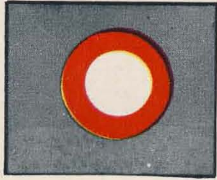
Republik Elfenbeinküste

Republik Dahome

Republik El Salvador




Königreich Dänemark




Republik Finnland

Literatur wettbewerb



Zu Ehren des 25. Jahrestages der DDR sowie zur Vorbereitung des 30. Jahrestages des Vereinigungsparteitages und des 20. Jahrestages der NVA wendet sich der Militärverlag der DDR an alle Schriftsteller und schreibenden Soldaten, alle Journalisten und Freunde des Verlages und ruft zu einem Literaturwettbewerb auf.

Ziel des Wettbewerbes soll es sein, in der „Volksarmee", der „Armee-Rundschau" und in Buchveröffentlichungen des Cheflektorats Militärliteratur anläßlich dieser Jahrestage von Stolz erfüllte Rückschau auf das Erreichte zu halten, das Schöpfertum der Werktätigen und Armeeangehörigen beim zuverlässigen Schutz des Sozialismus zu widerspiegeln und die enge Verbundenheit zwischen der NVA und den sozialistischen Bruderarmeen, besonders der Sowjetarmee, zu würdigen.

Der Wettbewerb umfaßt Arbeiten, die die enge Verbundenheit von Volk und Armee in der DDR zum Ausdruck bringen, die dazu beitragen, die Waffenbrüderschaft zu vertiefen, die an Hand lebendiger Beispiele und verschiedenartiger Erlebnisse die klassenmäßigen Wurzeln und Traditionen des sozialistischen Bündnisses bewußt machen, die lebensnah, interessant, spannend, aber auch humorvoll von den gemeinsamen Anstrengungen der sozialistischen Armeen beim militärischen Schutz berichten.

Der Wettbewerb bezieht weiterhin Arbeiten ein, in denen die Entwicklung von Soldaten, Unteroffizieren und Offizieren gezeigt wird, die um hohe Leistungen bei der Erfüllung des Kampfauftrags ringen. Beiträge, in denen die führende und erzieherische Rolle der Partei der Arbeiterklasse beim bewaffneten Schutz des sozialistischen Aufbaus gewürdigt wird.

TEILNAHMEBEDINGUNGEN:

1. Der Wettbewerb läuft vom 1. November 1973 bis zum 1. November 1974. Einsendungen sind an den Militärverlag der DDR, 1055 Berlin, Storkower Straße 158, Kennwort „Literaturwettbewerb" zu richten.

2. Eingereicht werden können Manuskripte unveröffentlichter Arbeiten; Werke, die in dem genannten Zeitraum erschienen sind; bei größeren Arbeiten auch Exposés, ergänzt durch Teilmanuskripte.

3. Die Manuskripte sind maschinengeschrieben und mit deutlichem Absender einzureichen. Sie werden nach Abschluß des Wettbewerbs zurückgegeben, sofern nicht unmittelbar eine Veröffentlichung erfolgt. Aus einer Veröffentlichung vor Abschluß des Wettbewerbs ist kein Anspruch auf einen Preis abzuleiten. Alle Veröffentlichungen werden honoriert.

4. Es sind folgende Preise ausgesetzt:

Für Arbeiten der Kleinen Form (Novellen, Erzählungen, Kurzgeschichten, Reportagen, literarische Skizzen und Porträts)
7 Preise von 1500,—, zweimal 1000,—,
zweimal 500,— und zweimal 250,— Mark.

Für Gedichte Preise von 500,— Mark, zweimal 250,— Mark, dreimal 200,— und zweimal 100,— Mark und viermal 50,— Mark.

Für Erlebnisberichte und Erzählungen bis 100 Manuskriptseiten drei Preise von einmal 1500,— und zweimal 1000,— Mark.

Für Romane und Erinnerungen drei Preise von 4000,—, 3000,—, 2500,— Mark.

5. Die Preisträger werden unter Ausschluß des Rechtsweges von einer Jury ermittelt.

6. Die Preisträger werden im Januar 1975 schriftlich benachrichtigt und zur Übergabe der Preise am Vorabend des 19. Jahrestages der NVA nach Berlin eingeladen.

MUT AUSDAUER KRAFT

Wer möchte das nicht sein: Mutig — also besonnen, kaltblütig und entschlossen schwierigen Situationen ins Auge schauend? Kräftig — also sportlich durchtrainiert und physisch allen Anforderungen gewachsen? Ausdauernd — also zäh und beharrlich allen Belastungsproben standhaltend?
Wer möchte das nicht!
Jedoch: Was mancher möchte, aber keineswegs immer schafft, das ist beim Soldaten ein gebieterisches Muß, weil er im Gefecht nur so kämpfen, bestehen und siegen kann. Und da eben von nichts nichts kommt, wird er dafür systematisch ausgebildet. Namentlich auf der Sturmbahn, jenem Miniaturgefechtsfeld, das auf engstem Raum die verschiedensten



1


2

Hindernisse enthält, die ihm beim Sturmangriff und beim Ortskampf, beim Überwinden gegnerischer Sperren und beim Kampf in diesem oder jenem Gelände entgegentreten. Diese Hindernisse sind natürlicher und künstlicher Art — und oft tun Witterungsunbilden ein übriges. Deshalb gibt es auch bei naßkaltem Wetter und bei teilweise vereister Sturmbahn keine Winterpause in der militärischen Körperertüchtigung.
Die Bedingungen sind schwerer in dieser Jahreszeit: Pfützen und Schnee sorgen dafür, daß die Watteanzüge nicht trocken bleiben. Außerdem läßt die dicke Uniform weniger Bewegungsfreiheit, und Stahlhelm, Truppenschutzmaske und Fecht-MPi drücken unter solchen Umständen besonders. Um Unfälle weitestgehend auszuschließen, werden die Laufbalken enteist und die Auf- und Absprungstellen mit Sand bestreut.
AR beobachtete, wie die Dritthalbjährigen der Kompanie Küchler antraten. Manches haben sie ihren dienstjüngeren Genossen an Erfahrung und Training voraus — und an der Erkenntnis dessen, welches Sturmbahnhindernis welcher Gefechtssituation entspricht.
Beginnen wir also.
MUT braucht es, um aus der als sicher und schützend empfundenen Verteidigungsstellung heraus zum Angriff anzutreten. Nach Tagen des zermürbenden Wartens, des Beobachtens und der Abwehrkämpfe kommt nun der Befehl: „Zum Sturm — vorwärts!" Die Soldaten stemmen sich aus ihren Gräben (Bild 1). Schnell muß das gehen, geschickt und gewandt. Es gilt, sich dem Gelände anzupassen, dabei das Gefechtsfeld zu überblicken und den Gegner mit gezieltem Feuer zu bekämpfen. Erste Hindernisse tun sich auf: Das durch die eigene Artillerie beschossene Sperrensystem des Gegners. Beim ersten Sprung über die verbliebenen Reste mag manches im Tempo des Vorwärtsstürmens für Sekundenbruchteile verschwimmen — wie etwa auf unserem Foto (2).
KRAFT braucht es, um die sich beim weiteren Vordringen auftürmenden Hindernisse zu nehmen — Trümmer, die sich den Beinen entgegenstellen; Stacheldraht, der an der Uniform reißt; Bäume, die sich über den Weg gelegt haben; spanische Reiter, die das Vorgehen erschweren; Panzersperren, die auch dem mot. Schützen zu schaffen machen; zerschossene Kampftechnik, die umgangen oder übersprungen werden muß (3).
AUSDAUER braucht es, um den Angriff zügig vortragen und in das tiefgestaffelte Verteidigungssystem eindringen zu können. Und wieder sind es natürliche wie künstliche Hindernisse, die es zu überwinden gilt: Schluchten,


3

5

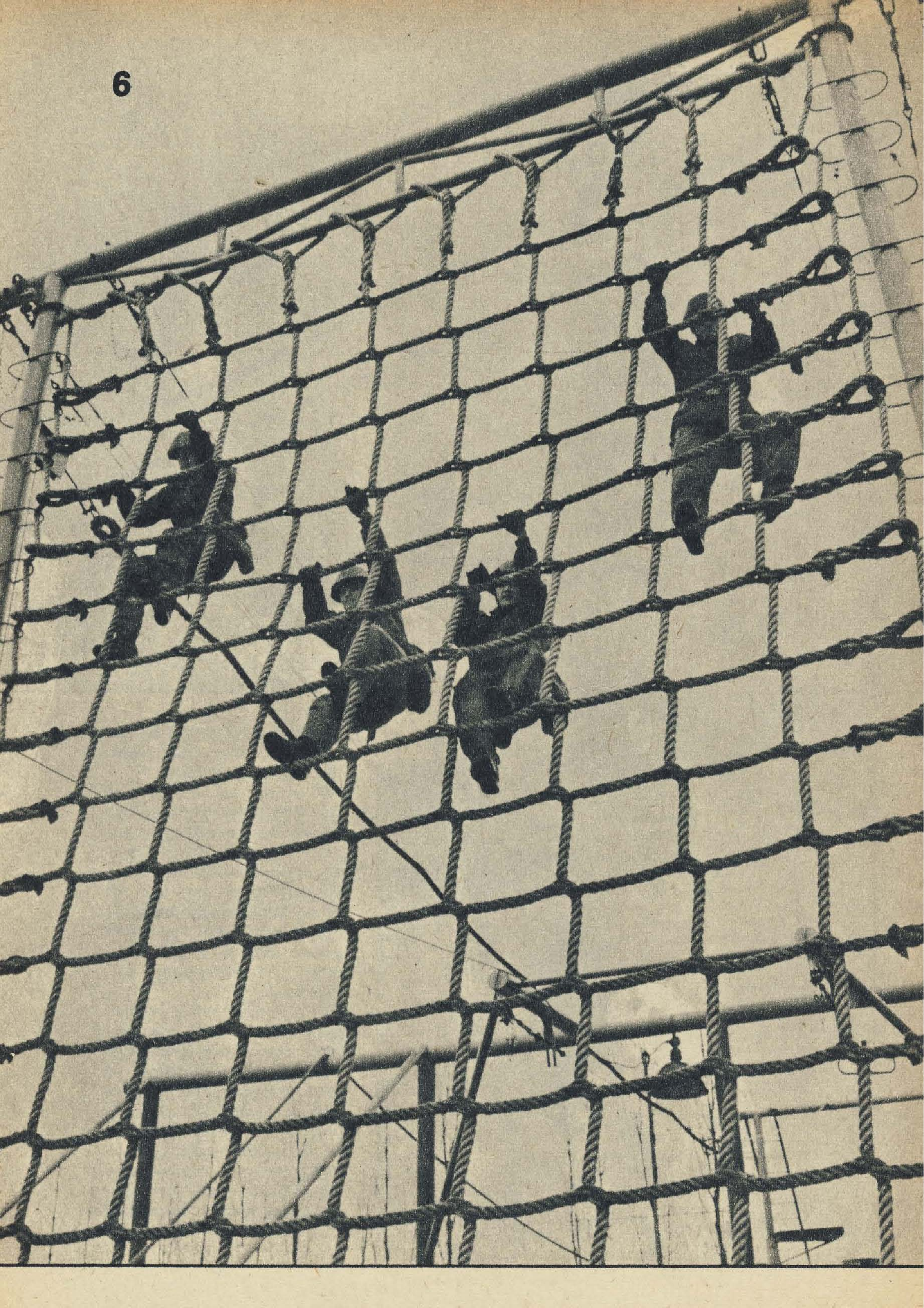


4

Gewässer und Panzergräben, denen nur über Seilbrücken beizukommen ist (4—5).

MUT ist nötig, um den Kampf in einer Ortschaft zu führen, wo man aus jeder Ecke, aus jeder Tür, aus jedem Fenster mit Beschuß rechnen muß, wo man oft nicht weiß, wo der Gegner sitzt und mit welcher Waffe er einen bekämpft. Über Seile, Strick- oder Feuerleitern werden günstige Beobachtungsstellen und Feuernester eingenommen (6).

KRAFT ist nötig, um in das ungewisse Dunkel von Kanalisationsanlagen, Ruinen, verwinkelten Kellergängen hinabzugleiten und wieder hinauszukraxeln. Auch eine gehörige Portion Selbstüberwindung ist hier gefragt, denn den plötzlich auftauchenden Gefahren muß entschlossen begegnet werden. Beim Ausstieg aus dem Dunkel heißt es schnell und umsichtig zu handeln, damit man dem Gegner kein Ziel bietet (7). Kraft wird auch



6

bei gezielten und weiten Handgranatenwürfen verlangt. In und hinter Deckungen sorgfältig verschanzt, ist dem Gegner nur beizukommen, wenn diese Waffe sicher angewendet wird. MPi-Feuer richtet gegen den geschützten Gegner wenig aus; jetzt gilt es, Meister im Wurf zu sein (8).

AUSDAUER ist nötig, wenn der Kampf unter der Schutzmaske fortgesetzt wird. Verwundete Kameraden sowie Munition und Gerät sind in dem von chemischen Kampfstoffen vergifteten Gelände zu transportieren. Schießen, Schleppen, Klettern, Springen, Laufen — der Atem geht schneller, der Sauerstoff wird knapp (9).

400 m lang ist solch ein Lauf über die Sturmbahn. Die Schnellsten



7



8

schaffen sie in rund vier Minuten. Aber was sind diese Meter und Minuten schon gegen die vielen Kilometer und Stunden voller Anspannungen, die das Gefecht verlangt?

Regelmäßiges Üben ist das sicherste Rezept, um sich die dazu notwendige Kraft, den Mut und die Ausdauer anzueignen. Unsere sowjetischen Freunde halten da eine alte Soldatenweisheit parat: Hundert Schweißtropfen im Frieden ersparen einen Tropfen Blut im Kriege.

M. U.

9

Militärische Würdenträger

Kann in unserer NVA jemand auch zum Marschall befördert werden?

Artur Weber, Gera

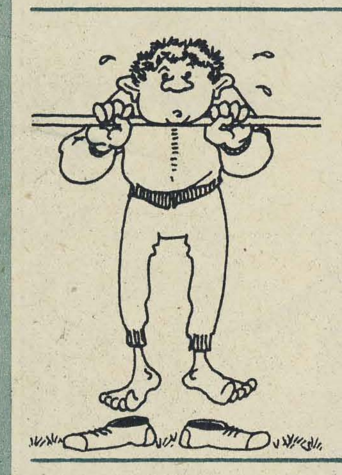
Nein, dieser Dienstrang ist in der vom Staatsrat der DDR am 24. 1. 1962 erlassenen Dienstlaufbahnordnung nicht enthalten. Sie sieht den Armeegeneral als höchsten Dienstgrad vor.

Normen, die es in sich haben

Ich hörte von neuen Ausbildungsprogrammen der GST. Darin sollen Leistungsnormen verlangt werden, an denen man tüchtig zu knabbern hat. Können Sie einige nennen?

Torsten Mühlberg, Mittweida

Wer in der vormilitärischen Ausbildung z. B. die Note „Gut" erreichen will, muß u. a. folgende Bedingungen erfüllen: 8 Klimm-



züge, 36 Meter Handgranatenweit- und -zielwurf, 12:45 min. beim 3000-m-Lauf sowie 2:30 min für die 200-m-Sturmbahn der GST.

Leutnants'73 — wo seid Ihr?

Das ehemalige Kollektiv junger Offiziersbewerber des Kreises Wismar von 1970 beabsichtigt, ein Wiedersehenstreffen durchzuführen. Deshalb bitte ich alle Genossen, die ihm angehörten, sich bei mir zu melden.

Leutnant Ingo Rehberg, 24 Wismar, Burgwall 12

Keinem wird etwas geschenkt

In Somalia muß es — nach Ihrem Artikel „Bevor der Muezzin rief" im Oktoberheft 1973 — eine Stelle geben, wo die Soldaten Kampfanzüge geschenkt bekommen. Kann man in unserer Republik eine ähnliche Einrichtung schaffen?

Joachim Hofmann, Karl-Marx-Stadt



Illustrationen: Klaus Arndt

Man kann nicht, denn die Kampfanzüge der NVA sind nicht gescheckt wie die in Somalia. Hier hatte der Druckfehlerteufel die Hand im Spiel, was wir zu entschuldigen bitten.

Reiner heißt der nette Junge

Beim Urlaub lernte ich am 17. 6. 1973 einen netten Jungen kennen. Er heißt Reiner Bockelmann, ist Maat der Volksmarine, hat Maurer gelernt und stammt aus Freyburg an der Unstrut. Leider wurde unser verabredetes Treffen unvorhergesehen verhindert. Falls er diese Zeilen liest und Interesse hat, möchte er mir bitte schreiben.

Angelika Lässig, 701 Leipzig, Nordstraße 37/1013

Der Smutje fiedelte prima

Mir gefiel Ihr Artikel „Der Smutje mit der Fiedel" (AR 10/73) über das MLR-Schiff „Rostock" ganz prima. Ich diente von 1968 bis 1970 selbst auf diesem Schiff. Der Besatzung wünsche ich deshalb alles Gute und grüße sie herzlich, besonders die Genossen Oberleutnant Steinborn, Stabsobermeister Ahrendt und alle Reservisten, die seinerzeit mit mir zusammen dienten.

Obermaat d. R. Dettmar Schüler, 3705 Ilsenburg, Ernst-Thälmann-Straße 99



Josef sucht Briefpartner

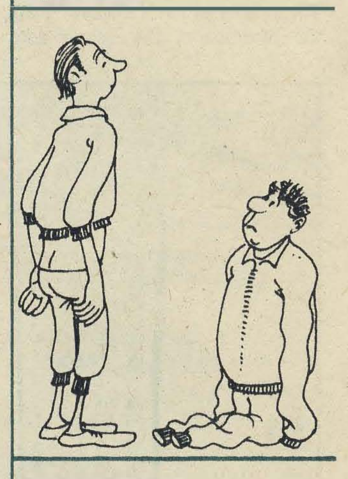
Ich möchte sehr gern einen Freund in der DDR finden, der gleiche Interessen hat wie ich, d. h. Film, Autos, Musik und Reisen. Ich studiere Sprachen, richtig gesagt im Fernstudium. Von Beruf bin ich Automechaniker und 24 Jahre alt. Man kann mir schreiben in Deutsch, Englisch, Polnisch, Russisch und Serbokroatisch.

Josef Grepl, 78701 Sumperk I, Nàm Pionyru 7 (CSSR)

Lang, länger, am längsten

Bekommt man den Trainingsanzug bei der Armee, oder muß man ihn von zu Hause mitbringen? Und was ist, wenn ein Soldat sehr groß ist, gibt es da auch Trainingsanzüge mit Übergröße?

Ingolf Mutschall, Berlin



Der Trainingsanzug gehört zur Normausstattung der Armeeangehörigen. Soldaten im Grundwehrdienst können ihn bei Versetzung in die Reserve mit nach Hause nehmen. Diese Anzüge gibt es in verschiedenen Größen; die Langen können also unbesorgt sein.

AR ganz familiär

Jeden Monat wartet unsere Familie mit Spannung auf die AR. Unsere Söhne, 14 und 17 Jahre alt, lesen sie gern und haben daraus für ihre Ausbildung in der GST schon viel gelernt. Nun haben wir eine Bitte: Wir möchten gern mit einem Ehepaar in Briefwechsel treten, wo Vati Armeeangehöriger ist. Unser Vati, 52 Jahre alt, gehört der Kampfgruppe an, ich bin 45 Jahre alt. Wir würden uns sehr freuen, wenn wir Briefpartner finden würden.

Inge Müller, 116 Berlin, Kottmeierstr. 71

Es gab keinen Ärger

Ich möchte mich für Ihre Bemühungen recht herzlich bedanken. Auch wenn das Ergebnis nicht meinen Vorstellungen entspricht, so habe ich doch eine ausführliche und exakte Antwort auf meine Fragen bekommen. Noch eins: Wenn Anfragen der Bürger von allen Dienststellen gleich so exakt beantwortet würden, wäre doch viel Ärger auf beiden Seiten zu vermeiden, glaube ich.

E. Hübner, Freiberg

Neue Dienstgradabzeichen

Während des zweiten Weltkrieges wurden in der Sowjetarmee neue Rangabzeichen in Form von Schulterstücken eingeführt. Wann etwa war das?

Werner Lohmann, Pritzwalk

Am 6. Januar 1943 durch einen Erlaß des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR. Damit wurden Schulterklappen und Schulterstücke für Angehörige der Sowjetarmee eingeführt. Für die Seekriegsflotte erfolgte diese Maßnahme am 15. Februar 1943.

Wo steckt Bernd Leistner?

Auf diesem Wege möchte ich die Anschrift meines ehemaligen Genossen Bernd Leistner erfahren. Trotz eifrigen Suchens habe ich ihn bisher noch nicht finden können.

Obermaat d. R. Peter Dworsky, 8718 Schönbach, Nr. 130

Viele, viele kamen

Im Juniheft 1973 veröffentlichten Sie unseren Hilferuf nach Briefpartnern, die uns bei der Bildung und Erziehung unserer Kinder helfen wollen. Darauf erhielten wir viele Zuschriften. Mit einigen NVA-Angehörigen ist die Arbeit gut angelaufen, mit manchen kam es auch schon zu persönlichen Kontakten. Im Namen unseres Kollektivs möchte ich Ihnen für die Unterstützung danken.

B. Schuster, Kesselsdorf, Kindergarten

Acht blanke Zehner zusätzlich

Während meines Wehrdienstes wurde ich mit dem Leistungsabzeichen der NVA ausgezeichnet. Nun hätte ich gern gewußt, ob ich beim Studium dafür ein Zusatzstipendium erhalte.

Ernst-Albert Kube, Badeleben

Als Träger einer staatlichen Auszeichnung, als solche ist das Leistungsabzeichen der NVA anerkannt, können Sie das Zusatzstipendium in Höhe von 80,- M beanspruchen, sofern Sie eine fünfjährige Berufstätigkeit — bei der die Lehrzeit nicht, die Dienstzeit in der NVA aber mitgerechnet wird — nachweisen können. So besagt es die Stipendienordnung.

Mal drunter und mal drüber

Bei den Offiziersdienstgraden ist der Major höher als der Leutnant. Bei den Generalen ist aber der Generalleutnant höher als der Generalmajor. Wie kommt das eigentlich?

Sieglinde Beyer, Dresden

Der Dienstgrad Major (aus dem Spanischen: Aufseher) hieß ursprünglich Oberstwachtmeister. Und zwar hatte dieser Offizier im Regiment den inneren Dienst und die Verpflegung zu verwalten, was in der Kompanie der Wachtmeister besorgte. Die damaligen Dienstgrade lauteten in der Reihenfolge aufwärts: Oberstwachtmeister, Oberstleutnant, Oberst, Generalwachtmeister, Generalleutnant, General. Als um etwa 1700 der Dienstgrad des Oberstwachtmeisters in Major umbenannt wurde, glich man auch die Bezeichnung Generalmajor für den bisherigen Generalwachtmeister an.

Klar und unmißverständlich

Die Beiträge „Was ist Sache?" gefallen mir. Darin werden stets klare und unmißverständliche Antworten gegeben.

Unteroffizier Gerhard Hanf

Jeden Monat etwas Neues

Über sieben Jahre lese ich die AR. Sie ist ein Magazin nicht nur für Soldaten, sondern sie bringt für jeden Leser viele interessante Beiträge. Durch sie erfahre ich jeden Monat wieder etwas Neues.

Feldwebel Karl-Heinz Schmidt

ar 2/74

„Bringt die Mädchen sittsam nach Hause und kommt gut in die Soldatenbettchen!"

Letzte Ansage von Diskjockey Klaus Schmölling, Gefreiter seines Zeichens, bei der Soldatendiskothek Nr. 10 in Halle. Was vorher war und wie es zugeht bei dieser Disko, das schildert AR in Wort und Bild. Außerdem stellen wir die Raketen der Landstreitkräfte vor, besuchen „Funkorter im ewigen Eis", machen Sie mit „Buschi" bekannt und zeigen mot. Schützen bei der Skiausbildung. Mit Gerd und Gerda lernen Sie ein junges Liebespaar kennen, dessen Weg wir in den nächsten Heften weiter verfolgen. Auf dem Rücktitel finden Sie Maryla Rodowicz und auf zwei Farbseiten die 3. Folge unserer Serie „Nationalitätenkennzeichen an Militärflugzeugen"

Soldaten als Briefpartner erwünscht

Bin 21 Jahre alt, 1,73 m groß, habe lange dunkelblonde Haare und blaue Augen. Ich bin zwar etwas stabil gebaut, aber ein ziemlich lustiger Typ. Er braucht keine Angst zu haben, daß ich beiße.

Lilo Holstein, 110 Berlin, Dolomitenstr. 45

Möchte mit einem liebenswerten Berufssoldaten bis 23 Jahre in Briefwechsel treten. Bin Diätkochlehrling, 1,68 m groß und nicht häßlich.

M. Löhmann, 113 Berlin, Coppistr. 14 — 24/9/23

Wenn die Neugier nicht wär!

Zur AR bin ich erst durch meinen Bruder gestoßen und durch meine Neugier, eine besondere Tugend des weiblichen Geschlechts. Ich finde in diesem Magazin jedesmal

sehr interessante Artikel, die für die Allgemeinbildung auch jedes Mädchens unerläßlich sind, wenn es darauf hält, auch auf militärischem Gebiet ein wenig bescheid zu wissen.

Gudrun
Zeitz, Berlin

Passion für militärische Abzeichen

Wer kann mich beim Sammeln von Abzeichen und Medaillen der NVA und der anderen sozialistischen Armeen unterstützen? Ich bin 12 Jahre alt und möchte später Offizier werden.

Andreas Leibner, 892 Niesky, Straße des Friedens 56

Ich sammle Abzeichen der sozialistischen Armeen. Wie kann ich u.a. die Manöverabzeichen von Quartett, Oktobersturm, Moldau, Oder-Neiße, Taran und Waffenbrüderschaft bekommen?

Hans-Dieter Palfur, 77 Hoyerswerda, Wilhelm-Pieck-Straße 83 a

In der AR 9/73 wurden Manöverabzeichen abgebildet. Wo kann man diese erwerben?

Siegfried Neßler, Schwepnitz

Eine solche Stelle gibt es nicht. Aber vielleicht überläßt Ihnen ein Manöverteilnehmer sein Erinnerungsstück.

Tacho zur See

Mit Logbuch ist ein Schiffstagebuch gemeint. Aber was ist ein Log? Hat das etwas mit Logis zu tun, also mit der Unterkunft der Matrosen?

Volker Rüdiger, Sandersleben

Das Log ist ein Schiffslaufmesser, d. h. ein Instrument zum Messen der Fahrgeschwindigkeit eines Schiffes. Beim Patent-Log werden die Umdrehungen eines im Wasser nachgeschleppten Propellers auf ein Zählwerk übertragen. Das Steven-Log mißt den Staudruck des Wassers am Vorsteven, d. h. an der vorderen Bugkante des Schiffes.



Was einem so mißfällt

Interessiert beobachte ich unsere jungen Männer in der NVA. Eine dufte Truppe, auf die wir stolz sein können. Doch manche Kleinigkeiten mißfallen mir. Speziell einzelne Matrosen haben eine Art die Mütze zu tragen, die dem Ansehen der Armee abträglich ist. Was wollen sie damit ausdrücken, wenn ihr Mützenrand auf der Nasenwurzel sitzt? Auch das Grüßen klappt nicht immer so, wie es sein sollte. Da gehen Soldaten an Vorgesetzten vorbei, ohne zu grüßen. Läßt sich das nicht abstellen?

Hans Wolfermann, Dresden (66 Jahre)

Provisorium

Beim Regierungswechsel in lateinamerikanischen Ländern ist oft von einer Junta die Rede. Darunter verstehe ich meist einen Klüngel, eine Clique. Ist das richtig?

Regina Mannich, Bad Muskau

In gewisser Hinsicht könnte man es so nennen. Als Junta bezeichnet man in Spanien, Portugal und Lateinamerika Komitees, Regierungsausschüsse mit zeitlich begrenzter örtlicher oder zentraler Vollzugsgewalt. Solche Gremien bildeten sich im 19. und 20. Jahrhundert meistens nach Militäraufständen gegen bestehende Regierungen. Als Junta bezeichnete sich z. B. die im spanischen Aufstand gegen Napoleon I. 1808 bis 1813 hervorgegangene provisorische Regierung. Reaktionäre Kräfte mißbrauchen die Form der Junta häufig zur gewaltsamen Unterdrückung fortschrittlicher, demokratischer Kräfte, Bewegungen und Regierungen. Damit wollen sie ihren konterrevolutionären Machenschaften einen legalen Anstrich geben. Ein anschauliches Beispiel dafür ist gegenwärtig die Militärjunta in Chile, die ihre Herrschaft im Auftrage des internationalen Monopolkapitals hauptsächlich mit blutigem Terror und Waffengewalt aufrechterhält.

Ihren Ausweis, bitte!

Manche Armeeangehörige sind der Ansicht, daß wir Transportpolizisten nicht berechtigt sind, ihre Wehrdienstausweise zu kontrollieren. Doch das stimmt nicht. Soweit mir bekannt ist, gibt es darüber in der NVA bestimmte Festlegungen.

Hauptwachtmeister der Volkspolizei Rudolf Müller, Proschwitz

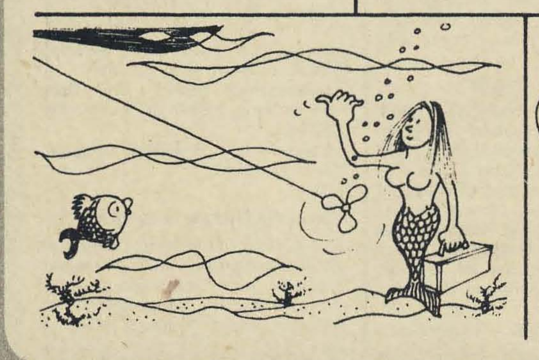
Die NVA-Angehörigen haben bei Kontrollen durch Angehörige anderer bewaffneter Organe sowie der Zollverwaltung der DDR ihren Wehrdienstausweis auf Verlangen vorzuzeigen, außerhalb des Standortes auch den Dienstauftrag bzw. Urlaubsschein sowie bei Verkehrskontrollen zusätzlich die Fahrerlaubnis und die Kfz-Zulassung. So besagt es die Innendienstvorschrift der NVA.

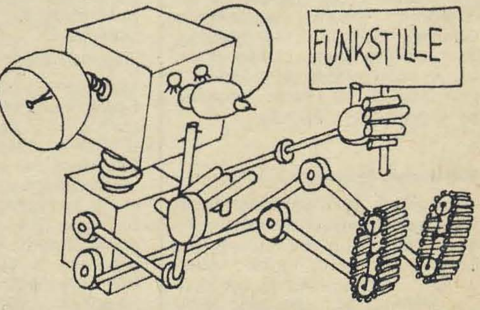
„Omega" blieb stumm

Mit starkem Interesse las ich Ihren Beitrag „Roboter als Planetenforscher" (AR 8/73), in dem der Roboter „Omega" Fragen beantwortete. Könnten Sie mir die Adresse des Konstrukteurs bzw. die elektronischen Schaltbilder von „Omega" besorgen?

Jürgen Flickinger, Bautzen

Weder das eine noch das andere. „Omega" ist eine ideelle Anleihe unseres Autors bei den Schöpfern





des DEFA-Films „Der schweigende Stern". Eventuell kann man Ihnen dort den Namen des Konstrukteurs nennen und ein Schaltbild liefern.

Falsche Adresse

Wenn einige Leser mehr Mädchenfotos wünschen, sollen sie sich das „Magazin" kaufen, und andere, die sich mehr für die Technik interessieren, die „Militärtechnik".
Udo Hasenpusch, Demmin

Gut beraten

Für mich steht jetzt schon fest, daß ich einmal den Offiziersberuf wähle. Auch Euer Magazin half mir bei dieser Entscheidung.
Joachim Hartmann, Eisenhüttenstadt

Etwas fehlt noch

Ich sammle die Anekdoten und Witze aus der AR. Doch eines gefällt mir nicht ganz: Sie bringen zu wenig Anekdoten.
Margit Schwarz, Genthin

Tätige Solidarität

250 000 tschechoslowakische Kronen erbrachte eine Solidaritätsaktion für Vietnam, zu der unsere Redaktion anläßlich der X. Weltfestspiele aufgerufen hatte. Daran beteiligten sich Soldaten ebenso wie junge Arbeiter, Brigaden und Schulklassen. Beim Festival nahm unser Berliner Korrespondent dafür den herzlichen Dank einer Vertreterin der Streitkräfte der Republik Südvietnam entgegen.
Redaktion der Militärzeitschrift „Zapisnik", Prag

Vertrauen gegen Vertrauen

In unserer Einheit leisten Reservisten, die bereits etwa 35 Jahre alt sind, ihren halbjährigen Wehrdienst ab. In unserer zweijährigen Tätigkeit hat sich unsere enge Verbindung zu ihren Betrieben und Familien stets bewährt. Darin sehen wir ein entscheidendes Kriterium unserer Führungstätigkeit. Aussprachen in den Wehrkreiskommandos und mit den Ehefrauen, Mitteilungen an die Betriebs- bzw. Parteileitungen über vorbildliche Dienstausführung, persönliche Unterstützung durch Vorgesetzte bei familiären Problemen — all das trägt zu einem echten Vertrauensverhältnis in unserer Einheit bei. Es wirkt sich auf die Einsatzbereitschaft und die Leistungen unserer Genossen aus. Wir würden uns freuen, wenn wir mit einer gleichgearteten Einheit in Erfahrungsaustausch treten könnten.
Oberleutnant Schmidt

Im Januar in den Kinos



Höflichkeitsbesuch

Pompeji — Erhabenheit und Größe liegen über der ausgegrabenen Stadt, die eine tote Stadt ist seit jener furchtbaren Katastophe im Jahre 79. Damals hatten Lava und Asche des ausbrechenden Vesuvs erbarmungslos alles unter sich begraben. Die Plätze und schnurgeraden Straßen, die Paläste mit ihren Innenhöfen, die Tavernen, Theater und Tempel schienen für immer vom Erdboden getilgt. Und die Menschen? Was wurde aus ihnen? Hatte niemand die drohende Gefahr geahnt? Gab es keinen Warner? Wie waren sie, die da vor 2000 Jahren lebten? — Die Konfrontation mit der Geschichte hält die Phantasie des jungen sowjetischen Marineoffiziers, dessen Raketenkreuzer den Hafen von Neapel zu einem offiziellen Besuch angelaufen hat, gefangen. Seine Erlebnisse in der italienischen Hafenstadt, der Besuch im antiken Pompeji, die Bekanntschaft mit Lucia, der jungen Reiseführerin, die voller Resignation ein hoffnungsloses Leben in einer Gegenwart ohne Zukunft führt, das Zusammentreffen mit jugendlichen Linksextremisten mischen sich mit den Bildern der Vergangenheit. Was trennt die Menschen von heute von denen des alten Pompeji? — Längst liegen die Tage in Neapel hinter Glebow, doch die Probleme lassen ihn nicht los. Unversehens versetzt er sich selbst in jene ferne Zeit, ebenso Lucia und andere, mit denen er zusammentraf. Und in der Auseinandersetzung mit Fragen, die über Vergangenheit und Gegenwart hinausgehen, schreibt er ein Theaterstück.
Jurij Raismann, einer der Altmeister des sowjetischen Films („Ein Kommunist", 1957), bekannt schon als Stummfilmregisseur, hat einen großen, anspruchsvollen Film voller Gedankentiefe und Schauwert gedreht. Durch die verschiedenen Handlungsebenen — Vergangenheit, Gegenwart, Bühne — ergeben sich ungewöhnliche Fragestellungen und Parallelen. Wie ist das mit der Verantwortung des Einzelnen vor der Geschichte? Noch einmal will der Film daran erinnern, daß der Mensch weder vor sich selbst noch vor der Gesellschaft ein Recht hat auf Gleichgültigkeit.

Setzlinge Die sowjetischen Filmschöpfer Suliko Shgenti und Reso Tscheidse, weltbekannt durch den „Vater des Soldaten", schufen einen Film voller Lebensweisheit und Humor, der innerhalb eines Jahres fünf Preise errang.

Unfallstrecke Die Geschichte eines Außenseiters in einem polnischen Farbfilm — 1972 in Karlovy Vary mit einem Hauptpreis ausgezeichnet.

Heinrich VIII und seine sechs Frauen Der englische Farbfilm schildert das Leben dieses tatkräftigen, skrupellosen Renaissancefürsten.

Schüsse in Marienbad Nach dem Reportagetagebuch „Schüsse in der Villa Edelweiß" von R. Cilek entstand unter der Regie von Ivo Toman ein Farbfilm über den Mord an dem deutschen Antifaschisten Professor Theodor Lessing (Koproduktion CSSR/DDR)

Das Hundekommando Nach der gleichnamigen Erzählung von K. Fabian erzählt der Film aus dem Studio Barrandov die abenteuerliche Geschichte einer ungewöhnlichen Flucht.

Die Feiertage sind vorbei. Körper und Geist wurden wieder einmal mit Gänsebraten und den besten Wünschen aufgeladen (und manchmal auch überladen). Nun hat uns der Alltag wieder. Der Soldatenalltag mit seiner ständigen Forderung, die Gefechtsbereitschaft zu festigen, die politische und militärische Wachsamkeit zu erhöhen.
Aber — so wird man doch mal fragen dürfen — wie lange soll, wie lange kann denn das noch so weitergehen mit der Festigung und Steigerung? Ist die Gefechtsbereitschaft eine Schraube ohne Ende?
Nein, Genosse, das ist sie letzten Endes wohl nicht. Aber es ist halt eine lange, eine sehr, sehr lange Schraube, noch dazu mit Feingewinde.
Nachdem 1945 die Rotarmisten den Frieden nach Mitteleuropa gebracht hatten, war bald klar, daß man ihn nicht nur so einfach in der politischen Landschaft stehenlassen konnte. Heftige Böen und Stürme aus westlichen Richtungen brachten ihn immer wieder ins Wanken. Dagegen mußte er gesichert werden. Ein festes Fundament entstand in der sozialistischen Staatengemeinschaft. Die ständige Gefechtsbereitschaft ihrer Bruderarmeen, ihre militärische Überlegenheit, ist eine der starken Ankerschrauben.
Seit fast neunzehn Jahren arbeiten wir nun zu siebent nicht nur im diensthabenden Dreischicht-System des Warschauer Vertrages daran, diese Schraube immer fester anzuziehen. Manche Sonderschicht hat die Sowjetunion extra geleistet. Beispielsweise bei der Aufstellung ihrer Strategischen Raketentruppen.
So sind wir bei dieser Arbeit ganz schön vorangekommen. Der Stand des europäischen Friedens wurde immer stabiler, das nordatlantische Stürmen immer aussichtsloser.
Das begriffen schließlich selbst die Schlechtwettermacher. Fronten kalter Stürme paßten nicht mehr zur politischen Großwetterlage, die sich unter dem Einfluß des osteuropäischen Hochs beständig verbesserte. Wohl oder übel mußte man sich bequemen, mit uns auch mal ein vernünftiges Wort zu wechseln. Es wurden die bekannten Abkommen und Verträge unterzeichnet.
Das waren erste Erfolge. Unsere Erfolge! Sie machen uns froh, aber sie berauschen uns nicht. Wir haben unseren klaren Blick dafür behalten, daß dem Imperialismus die Puste noch nicht ganz ausgegangen ist, daß er sich einfach nicht von dem Gedanken trennen kann, ein neues Sturmtief zusammenzubrauen.
Laut „Finanzplan des Bundes 1972 bis 1976" werden z. B. allein in der BRD die direkten Rüstungsausgaben von 26,6 Milliarden DM im Jahre 1973 in diesem Jahr auf 29,2 Milliarden und bis 1976 sogar bis auf 31,2 Milliarden steigen. Die Landstreitkräfte der Bundeswehr sollen u. a. mit 1900 Schützenpanzern „Marder", die Luftwaffe mit 175 „Phantom F-4-E" und die Kriegsmarine mit 40 Schnellbooten angriffsbereiter gemacht werden.
Gleichzeitig schlug man aber uns allen Ernstes vor, weit mehr Soldaten des Warschauer Vertrages zu demobilisieren als NATO-Soldaten zurückzuziehen. Man verlangte die „Einbeziehung der drei westlichen Militärbezirke der UdSSR" in eine Zone der Truppen- und Rüstungsreduzierung, die im Westen aber nur bis zum Rhein gehen sollte. Man forderte Ausgleich dafür, daß die „Geographie auf der Seite der Russen" sei.
Wir sollen also unsere Gefechtsbereitschaft zurückdrehen, während sie selbst sich aufpumpen, um aufs neue Sturm blasen zu können. Aber da schiebt sich nischt zusammen! Wir kennen die Pappenheimer und sind wachsam. Und zwar nicht gerade auf die Art, daß wir hinterher nur sagen könnten, wir hätten genau gesehen, wie's gekommen ist, daß der Blitz einschlug. Unsere Wachsamkeit ist aktiv.
„Jeder echte Fortschritt in Richtung Entspannung muß den Imperialisten nicht nur in intensiven Verhandlungen abgerungen werden. Er muß vorbereitet werden durch das, was wir selber an Kräften und Mitteln parat haben, um ihnen die Aussichtslosigkeit aller Versuche eindringlich vor Augen zu führen, zu den Methoden des ‚kalten Krieges', zu der Strategie des ‚roll back' zurückzukehren."

EINE SCHRAUBE OHNE ENDE?



Das sagte unser Minister. Und der, davon bin ich überzeugt, muß es wissen. Wir drehen an der Schraube Gefechtsbereitschaft also weiter, um den Frieden noch effektiver zu sichern. Was sein könnte, wenn wir es nicht täten, braucht hier nicht länger erläutert zu werden. Der reaktionäre Generalsputsch in Chile hat es zur Genüge gezeigt. Dort hatte die Arbeiterklasse keine von ihr geführte Militärorganisation, die der Reaktion die Grenzen ihrer Macht hätte zeigen können. Aber wir Arbeiter brauchen nun mal die stärkeren Bataillone, wenn uns die Imperialisten in Frieden unseren Weg gehen lassen sollen. Dabei zählen aber nicht nur die Tonnen an Vernichtungskraft, die Zahl der Divisionen, Raketen, Panzer und Flugzeuge. Jedes Abzeichen „Für gutes Wissen", jedes Bestenabzeichen, jede Qualispange, jede Schützenschnur, jede erfüllte Norm ist als Unterlage von größtem Wert.
Ja, es zählt jeder Tropfen Schweiß. Der hat sich ohnehin als die beste Schmierung für unsere Schraube Gefechtsbereitschaft erwiesen. Wer gut schmert, der gut dreht. Und wie's aussieht, müssen wir unsere Gefechtsbereitschaft noch eine ganze Weile schrauben, wenn der Frieden stabiler werden soll. Da kann nicht zu fest an- und nicht oft genug nachgezogen werden. Die Gefahr, zu überdrehen, ist in unserem Fall völlig ausgeschlossen.

Oberleutnant K.-H. Melzer

Mit guten Vorsätzen

...pflastert das Sprichwort nicht nur den Weg zur Hölle, sondern auch den Weg in jedes neue Jahr. Davon hat sich wohl unsere Bibliothekarin, die „Bibliothe-Karin", bestärkt gefühlt, als sie mich Ende Dezember in meiner Eigenschaft als Mitglied des Bibliotheksaktivs bat, ihr zu helfen, im Vorraum des Wissenstempels eine ganz eigenartige Ausstellung zu arrangieren. Vielleicht, daß die Exponate manche Genossen zu guten Vorsätzen fürs neue Jahr anregen würden...

Es handelt sich um eine Ausstellung der Anklage gegen Bücherschänder, auf der ihre Ramponiermethoden wie auch deren hilflose Opfer rückhaltlos zur Schau gestellt werden.

Die Tatsachen, die diese Ausstellung von Bibliotheksbüchern dokumentiert, sind erschütternd. Da steht zur Besichtigung die Broschüre *„Schlagt nach bei Lenin"* von Wladislaw Pobedonoszew (Verlag Neues Leben) — ein interessantes Büchlein, das Lenins Rede über die Aufgaben der Jugendverbände auf ganz neue Art erschließt. Mit rotem Faserschreiber hat es ein übereifriger Schulungsgruppenleiter malträtiert, für seine Zwecke „neu bearbeitet". Für ihn besonders nützliche Beispiele wie: „Makar zog als Freiwilliger in den Kampf in einer zerrissenen Jacke, mit fünf Pfund Zwieback und drei Rubel Geld. Das war seine ganze Habe. Makar zog in den Kampf für eine neue Welt", hat er sogar umrandet, und es gibt in der Broschüre viele solcher plastischen und umrandeten Beispiele aus den für die junge Sowjetmacht so stürmischen zwanziger Jahren. Nun ist das Buch futsch und alle, und das ist doppelt schade, denn es hätte nicht nur für einen Schulungsgruppenleiter und nicht nur für die Politschulung nützlich werden können.

Als Heinz Helmert sein Buch *„Friedrich Engels, Adjutant der Revolution 1848/49"* (Urania-Verlag) schrieb, hat er sich gewiß nicht träumen lassen, daß ein Randglossenfanatiker sein Werk als Opfer ausersehen würde. Mit Kugelschreiber ist er darangegangen, gewisse Sätze zum Ausgangspunkt sehr eigenwilliger Werturteile über seine Genossen zu wählen. Wo Engels sich über die „tapfere Dummheit" äußert, über den „vielgerühmten Mut des Dreinschlagens" als „allerordinärste Eigenschaft" des Soldaten, hat dieses Schlitzohr gleich drei in unserem Regiment recht bekannte Namen an den Rand geschrieben! Und wo die Rede von Engels' artilleristischer Ausbildung in Berlin, auf dem damaligen Übungsplatz am Kupfergraben, ist, vermerkt der Bücherschänder: „Heute Endstation der Straßenbahn."

Jedenfalls ist Heinz Helmerts Buch, das von der Teilnahme Friedrich Engels' an den revolutionären Kämpfen 1848/49 und von seiner ersten Beschäftigung mit militärischen Fragen berichtet, nun für die Ausleihe passé.

Weshalb sollte sich ein mot. Schütze nicht für die Seefahrt begeistern? Aber doch bitte nicht so wie der Genosse, der in dem Erlebnisbericht *„Für 1000 Dollar um die Welt"* von Werner Gilde (Mitteldeutscher Verlag) bei jedem Hafen, der angelaufen, an jedem Längengrad, der passiert wird, die betreffende Buchseite mit einem scharfen Längsknick



markiert hat. Unsere Bibliothe-Karin ist dabei, den Knicker zu ermitteln, es gibt — neben dem Ausleihnachweis — auswertbare Spuren: die Seiten, auf denen geschrieben steht, wie man eine Fischvergiftung mit Mostrich und lauwarmem Wasser kuriert und wie das reizende Fräulein Koike in Yokohama den Seemann an den Brusthaaren zupft, sind doppelt geknickt. Ob das Rückschlüsse auf den Täter zuläßt?
Weiter begegnen wir in der Ausstellung den Untaten eines Wurstpellenfetischisten, der den Titel des Romans von Lisandro Otero „*Wehe dir, große Stadt*“ *(Verlag Volk und Welt)* allzu wörtlich genommen hat. Wehe dir, du bedauernswertes Buch, daß du zwischen deinen Seiten ein ansehnliches Stück der fettdärmigen Außenhaut einer knakkigen Schlackwurst als Buchzeichen ertragen mußtest. Durchgängig auf immer befleckt, wirst du nun aus dem Leihverkehr gezogen. Und du hättest doch noch so vielen Lesern etwas zu sagen gehabt — über das Kuba der fünfziger Jahre, über die Gruppe junger Revolutionäre, denen der heimliche Kampf gegen die Batista-Diktatur täglich neue Entscheidungen abverlangt...
Was muß eine Reisebeschreibung von London unbedingt enthalten? Daniil Granin zählt ironisch auf: den Nebel, die Wachablösung am Buckingham-Palast, die Rednerecke im Hyde-Park, die Raben im Tower... Aber dann schreibt er etwas ganz anderes über London, und zum Schluß hat man das Gefühl, das alles nicht gelesen, sondern miterlebt zu haben. Granins Reisebilder aus Australien, der DDR, Frankreich, den USA sind gesammelt unter dem Titel der ebenfalls in diesem Band enthaltenen Japan-Eindrücke „*Garten der Steine*“ bei Volk und Welt erschienen. Als ich sie gelesen, verschlungen habe, waren sie noch vollständig. Nun hat sie ein Missetäter grausam amputiert. Er hat die Seiten 279 bis 284 herausgerissen, auf denen die Reportage „Die Stadt im Harz“ gedruckt ist. Ob der Amputierer aus Wernigerode stammt?
Auch das wäre keine Entschuldigung, ebensowenig wie die Ausrede des Übeltäters aus dem Stab, der Klaus Bourquains Bändchen mit Algerien-Erzählungen „*Der alte Achmed und der Regen*“ (Aufbau-Verlag) wochenlang als Untersetzer für seine Kaffeekanne benutzte (was zwar geometrisch exakt runde, aber unschöne Spuren hinterließ), weil, wie er meinte, „das Buch so schön flach ist“. Die Flachheit betrifft wirklich nur das äußere, nicht das inhaltliche Format der Sammlung; denn der Verfasser, der drei Jahre lang unter den Mudschahids, den Freiheitskämpfern, lebte, hat etwas zu erzählen und weiß zu erzählen, und...
Und da unterbricht mich die Karin, unsere Bibliothe-Karin, und meint, ich soll doch am Schluß an die guten Vorsätze fürs neue Jahr erinnern und daran, daß Bücher Freunde und Waffen sind, und daß man sie entsprechend behandeln sollte. Von mir aus möchte ich noch hinzufügen, daß für alle, die das nicht begreifen, die gefürchtete Regreßmaschine angelassen wird. Gibts noch Fragen dazu? Wenn nicht, empfiehlt sich mit Gruß, von dem ich die Bücherschänder ausnehme, für diesmal

Euer Leser vom Dienst







AR-Korrespondent
Oberstleutnant W. Radtschenko
(Moskau) berichtet von einem



JOLKA FEST im Winterwald

Sie hatten ihre Jolka im Gelände aufgestellt. Aber ungeschmückt, weil sie — zwar hoch und gerade „gewachsen" — eben keine Zweige hat. Dennoch feierten die Artilleristen der Bedienung von Sergeant Wladimir Kudrewez ihr Jolka-Fest. Die schönste Gabe unterm langrohrigen „Tannenbaum" war das Schießergebnis. Mit drei Granaten war das weit entfernte Ziel bekämpft und vernichtet worden. Ein „Ausgezeichnet" gab's als Lohn.
Das Geschenk fiel ihnen nicht aus Großväterchen Frosts Händen in den Schoß. Sie hatten es sich selbst in ungezählten Stunden harten Trainings am 240er Werfer, durch Schwerarbeit






mit den achtpudigen — d. h. 128 kg schweren — Wurfgranaten von fast einem Viertelmeter Kaliber beschert. In den Tagen um die Jahreswende, als die Familien, Bräute und Freundinnen der Soldaten Popow, Zwirko, Wischnewski und aller anderen fröhlich unter der grünen Jolka tanzten, lag die Batterie in Feuerstellung...

Die Zugmaschinen haben die Werfer kaum eingefahren, da fliegen auch schon die Schneeklumpen. Schnell sind die Stellungen ausgehoben, die Werfer in Position gebracht, die erste Granate im Ladegestell. Mit flinken Fingern setzt Soldat Zwirko den Zünder ein, packt er die Ladungsbeutel um den Flügelschaft und schraubt die Sicherungskappe an. Sergeant Kudrewez, der junge energische Werferführer, aktiver Komsomolze der Batterie und ausgezeichneter Ausbilder, kontrolliert mit geübtem Blick. Dann befielt er: „Laden!"

Auf dem Rechenzettel überfliegt er noch einmal die Teilringeinstellungen, überprüft die Aufsätze, sieht dem Richtkanonier Anatoli Popow (Bild rechts unten) auf die Finger, beobachtet die Handlungen der anderen Kanoniere. Seine Miene verrät Zufriedenheit.

„Fertig!" Kudrewez (Bild rechts außen) hat die rote Flagge erhoben. Das Zeichen bedeutet nicht nur Achtung für die Bedienung, es heißt auch: „Jetzt zeigt mal, Burschen, was ihr könnt, daß unsere Mühen in der Ausbildung nicht umsonst waren!" Die hoch erhobene Flagge ist gleichermaßen das Signal für das Schießen und für die Wettbewerbsverpflichtung.

„Bedienung — in Deckung!"

„Feuer!"

Die Hand mit der Flagge saust nach unten. Im gleichen Moment ein Blitz, ein Krach, die Granate jagt heulend in die Höhe. Die Bedienung stürzt zu dem noch rauchenden Werfer und lädt ihn ein zweites Mal. Wieder kracht es donnernd, kurz darauf noch einmal. „Ziel vernichtet", lautet die Meldung. Sergeant Kudrewez und seine Gardisten freuen sich wie Schuljungen. Härte und Einsatzfreudigkeit, Wettkampfgeist und



Qualität der Ausbildung haben sich ausgezahlt.

Die Garde-Kanoniere hatten sich mit als erste der Initiative der Nordmeer-U-Bootmatrosen im kommunistischen Wettbewerb angeschlossen. Militärische Meisterschaft und hohe Gefechtsbereitschaft zu jeder Zeit, ist ihr Ziel. Das Winterschießen bekräftigte, daß sie es ernst meinten mit ihrer Verpflichtung.

„Man muß nicht schlechthin um hohe Leistungen in diesem oder jenem Fachgebiet wetteifern, sondern den Soldaten immer wieder neue, aber konkrete und abrechenbare Aufgaben stellen. In unserem Falle hieß das, die richtigen Handlungen an der Waffe von Anfang an zu erarbeiten. Bereits, wenn der Werfer in Stellung gefahren wird, beim Messen des Deckungswinkels oder bei der Bestimmung des kleinsten Aufsatzes. Dafür gibt es feste Normen, und im Verlauf einer Übung kann ich leicht erkennen, wie jeder seine Pflichten bzw. Tätigkeiten erfüllt. Ich kann die Ergebnisse nach Zeit und Qualität vergleichen. Dadurch sehe ich, wer Hilfe braucht und welcher Art diese Hilfe sein muß".

In den ersten Wochen brauchten viele der Neuen diese Unterstützung ihres Vorgesetzten. Und Sergeant Kudrewez fand die Zeit, um mit ihnen individuell zu arbeiten. Am schwersten hatten es Zwirko und Wischnewski. Sie kamen



erst mit dem Werfer gar nicht zurecht. Wladimir erklärte, zeigte, machte es ihnen vor, trainierte sie einzeln und in der Bedienung. Von Tag zu Tag ging es besser. Mit seiner Geduld festigte er bei den Soldaten das Vertrauen in die eigene Kraft, weckte er die Liebe zur Waffe, förderte er das Wettkampffieber. Die Soldaten gewöhnten sich an die Stoppuhr und an die Normen.
Als die Tage der „Wahrheit" anbrachen, ging jeder mit dem Gefühl jener Sicherheit ins „Gefecht", das aus Wissen und Können geboren wird. Kudrewez' Worte: „Wir lernten unsere Waffe auf Gardistenart meistern", bestätigten sich im Resultat des Winterschießens — in ihrem schönsten Geschenk zum Jolka-Fest 1973.



Soldaten schreiben für Soldaten



Blitz-blank-Kalle

Da wir gerade vom Schlafen sprechen, muß ich euch noch eine Kleinigkeit erzählen. Sie fällt mir immer ein, wenn ich hundemüde bin und herzhaft gähnen kann.
Die Mitstreiter an Bord mögen alle noch so sehr in Ordnung sein, gewissenhaft, pflichtbewußt, kameradschaftlich und so weiter, aber — um es gelinde auszudrücken — irgend einen kleinen Tick hat schließlich jeder.
Zum Beispiel Blitz-blank-Kalle, seltener auch Edelweiß-Bär genannt. Wie der Name schon deutlich sagt, haßte er allen Schmutz. Er ging ihm mit allen Kräften zuleibe, mit allen Mitteln. Er hatte es bereits soweit gebraucht, daß nach dem Reinschiffdienst sein Bereich nicht mehr kontrolliert wurde. Im Gegenteil: Er selbst wurde hin und wieder eingesetzt, um in anderen Winkeln des Schiffes Dreckecken aufzuspüren. Das tat er mit einer solch vollendeten Sicherheit, wie ein Frettchen ein Kaninchen stellt. Jeder wird bestätigen, daß so ein Talent leider viel zu selten anzutreffen ist. Ganz klar also, daß sich jeder Spieß der Kasernen, in denen Kalle zeitweise zu Hause war, und auch jeder Bootsmann, der einmal mit Kalle zu tun gehabt hat, genießerisch die Finger nach ihm ableckte.
Liebend gern drückte man bei Übertreibungen beide Augen zu und ließ ihn gewähren. So beispielsweise Kapitänleutnant Böhland, dessen Maschinengast er ein Vierteljahr lang war. Es gehörte zu Blitz-blank-Kalles Angewohnheit, und er hatte es sich selbst zum ungeschriebenen Gesetz gemacht, jede Woche mindestens einmal den Maschinenraum derart auf Hochglanz zu bringen, daß die DEFA das sicher gern einmal filmen würde, es aber nicht könnte, da die polierten Geräte wie selbstleuchtende 1000-W-Scheinwerfer blendeten.
Da gab es, um das Genannte näher zu erklären, die Haltegriffe an der Hauptmaschine und am Jockel. Kalle versah sie grundsätzlich erst mit einem Längsschliff. Von einem Rundschliff, einer Abweichung von der Stangeneinrichtung, konnte dabei selbst der aufmerksamste Beobachter nichts entdecken. Sodann nahm er Maß und brachte alle fünf Zentimeter einen Querschliff an. Er wienerte dabei kräftig mit einem derben Leinenlappen, bis der Stahl das gewünschte Aussehen annahm. Oder mal die Flurplatten. Sie wurden mit einem Drahtbesen bearbeitet und erhielten einen Kreuzschliff: Strichbreite gleich Besenbreite. Danach wurden sie mit einem dieselgetränkten Lappen zum Blinken gebracht, ebenso wie die Schalttafel mit einem leichten Ölfilm versehen wurde.
Nicht wahr, so langsam erkennt man die ganze herbe Schönheit unseres in neuem Glanz erstrahlenden Maschinenraumes?
Wenn man sich dann noch vorstellt, daß die Lampen und Meßgeräte gründlich...
Na, ja. Ich glaube, das genügt. Jetzt zurück zum Thema. „UAAAH, bin ich müde!" sprach Blitz-blank-Kalle und gähnte herzhaft. Ungefähr so, wie ein brünstiger Hirsch röhrt, wenn er eine bestimmte Fährte entdeckt hat. Gesagt, getan: Kalle bettete hübsch vorsichtig seinen Kopf auf das Schreibpult, auf Lappen gepolstert natürlich, und zog sitzenderweise einen durch. Seine Gesichtzüge waren glücklich entspannt. Wahrscheinlich träumte er von seinen Taten.
Doch, wie es nun mal so ist, das Verhängnis nahm seinen Lauf. An dem Tage erfolgte keine übliche Reinschiffabnahme, das heißt durch Kommandanten und Bootsmann, sondern durch den Stabschef. Eilig kam er mit seinem vor Entsetzen erstarrenden Gefolge den Niedergang herunter, als ihm auch schon der schlafende Kalle ins Auge fiel.
„Aha", stellte der Stabschef fest, „hier befinden wir uns also im Schlafwagenabteil."
„Aber", fügte er nach einem gründlichen Rundgang hinzu, „erster Klasse!"

Stabsfeldwebel d. R. Claus Zander

Antwort auf die Frage nach meiner Arbeit

Selbst Teil des angespitzten Silberschiffchens
webe ich am himmelblauen Netz
Unter mir Dein Haarschleifenband als Fluß ausgebreitet
verziert mit geflockten Schornsteingrüßen
Das Triebwerk schlürft gierig aus Flächentanks
teilt mir die Minuten zu
Wolodja der Blonde nimmt den Faden auf
ich radiere einen reifenschwarzen Strich
auf die Schwelle der Landepiste.

Major d. R. Jürgen Leskin

Das Schachproblem

Wir hatten in unserer Batterie einen Fernsprecher, der begeisterter Schachspieler war. Jeder hatte gegen ihn schon einige Partien verloren, und bei den Meisterschaften des Truppenteils errang er den ersten Platz.
Jede Zeitung mit einem Schachproblem landete bei ihm, und so manche Stunde sahen wir ihn vertieft vor einer Aufgabe. Selten stand er ohne Lösung auf. Meist benötigte er nur kurze Zeit dazu, und keine widerstand ihm länger. Sein Dienst litt in keiner Weise unter seiner Leidenschaft. Er wurde „Bester", mehrmals prämiert und was dergleichen Auszeichnungen mehr sind. Sein ruhiges, ausgeglichenes Wesen und seine stete Freundlichkeit machten ihn beliebt. Nur ein einziges Mal war er nervös, gereizt und nicht ansprechbar. Wir waren auf einer längeren Übung und saßen in einer Gefechtspause am Lagerfeuer zusammen. Da entdeckte unser Mitstreiter einen Fetzen Zeitungspapier mit einer halb zerrissenen Schachaufgabe. Das Spielfeld mit der Stellung der Figuren war aber noch zu sehen und darunter stand: Matt in zwei Zügen.
Natürlich fing er gleich zu knobeln an. Doch als unsere Einheit plötzlich verlegt wurde, hatte er die Lösung noch nicht. In den folgenden Tagen nutzte er jede freie Minute und grübelte über der Aufgabe. Selbst beim Verlegen der Fernsprechleitungen müssen seine Gedanken beim Schach gewesen sein, denn nur so konnten wir uns erklären, daß er, der sonst die Zuverlässigkeit in Person war, eine falsche Verbindung herstellte. Beim Rücktransport mit der Eisenbahn saß er nachts auf der Pritsche und versuchte wieder und wieder, die Aufgabe in den Griff zu bekommen.
In der Kaserne gab seine Arbeitsbereitschaft Anlaß zur Kritik. Er war wie umgewandelt, zweifelte an seinen Schachkenntnissen und schaute düster drein.
Kurz darauf erhielt ein anderer von uns ein Päckchen von daheim. Unter dem Einwickelpapier befand sich auch eine Zeitung mit einem Schachproblem. Aus alter Gewohnheit brachte er diese unserem Fernsprecher. Wahrscheinlich noch mit der anderen Aufgabe beschäftigt, legte dieser die Zeitung beiseite. Wenig später hatte er sie dann aber doch angesehen. Und was mußte er feststellen? Es war seine Aufgabe, sein unlösbares Problem! Nur war diesmal die Aufgabe vollständig, und er konnte sehen, daß die Abbildung nicht zur Unterschrift gehörte, sondern zu einer Remis-Aufgabe. Die Abbildung zum „Matt in zwei Zügen" war auf dem fehlenden Stück zu sehen, und binnen einer Viertelstunde teilte er uns die Lösung mit. Die Remis-Aufgabe bereitete ihm auch keine Schwierigkeiten, und von Stund an war unser Genosse endlich wieder der alte.

Unteroffizier d. R. Jochen Mike

Illustrationen: Harri Parschau



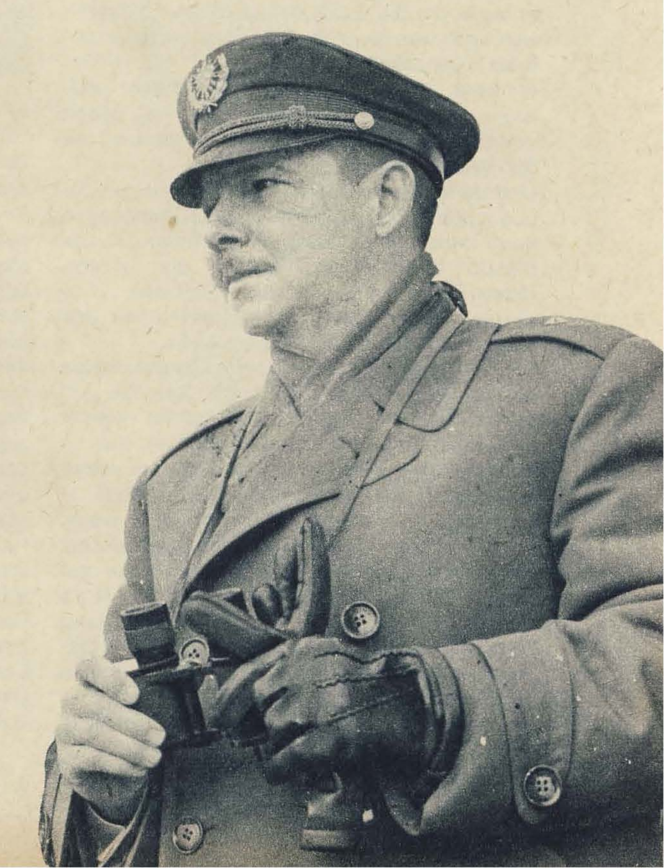




Vaterland oder Tod! schworen Fidel und Raul im Kreise ihrer Kampfgefährten vor dem entscheidenden Sturm auf das Batista-Regime.

Einst Minister der Rebellen

Begegnungen
mit Comandante Raul Castro Ruz,
Minister der Revolutionären Streitkräfte Kubas,
aufgezeichnet
von Hauptmann Wolfhard Schmidt



Havanna in den ersten Tagen des neuen Jahres. Der Paseo, das riesige Zentrum inmitten der Hauptstadt, „Platz der Revolution" genannt, kann die Hunderttausende kaum fassen. Die Menschen feiern den 2. Januar 1974 wie einen Geburtstag. Vor fünfzehn Jahren marschierte hier die Rebellenarmee ein und besiegelte endgültig den Sturz des Diktators Batista.
Am gleichen Tage, dem 2. Januar 1959, hatte sich auch im Osten des Landes die Garnison der Moncada-Kaserne in Santiago de Cuba kampflos der von Raul Castro geführten Ostarmee ergeben. Darum auch dort der gleiche Jubel aus Anlaß der 15. Wiederkehr.
Gut zwanzig Autominuten von Santiago entfernt, gabelt sich vor Siboney die Straße. Links führt sie hinauf in die Sierra Maestra und geradeaus hinein in den Ort. Das erste Haus zur Rechten trennt ein parkähnlicher Garten von der Straße. Es ist das Haus eines Farmers, bescheiden, unauffällig, im Inneren vier Räume zu ebener Erde.
Es war das Haus eines Farmers. Heute sind die Zimmer den Kampfgefährten Fidel und Raul Castros gewidmet. Jenen Genossen, die teilhatten am ersten und mißlungenen Sturm auf die Moncada im Jahre 1953.
Der uns hier durch die Geschichte führt, ist Kubas Verteidigungsminister, Genosse Raul Castro Ruz, jüngerer Bruder Fidels.
Er weiß um die ausgestellten Waffen, erinnert sich noch, wer sie trug. Er kennt die Namen der toten Genossen, an die nicht nur Bilder erinnern. Ihre Kampfanzüge mit einem oder zwei und drei Einschüssen und mit schon verblichenen Blutflecken werden zusammen mit den Waffen sorgfältig aufbewahrt.
Und da liegen auch die Prozeßakten derer, die überlebten. Dort liegt jenes Foto mit dem jungen Raul, kurz nach seiner Verhaftung. Kubas Diktator Batista hatte damals die „Haupträdelsführer" in seiner Hand. Fünfzehn Jahre Kerker für den älteren und dreizehn für den jungen Castro, das waren die Urteile.
Die Gebärden Raul Castros beim Gang durch die Räume sind lebhaft wie seine Sprache. Ich merke ihm an, wie er sich immer wieder zurückhält. Er selbst spürt die Gefahr, sich in Einzelheiten zu verlieren. Das Leuchten seiner Augen zeigt, wie ihn das ausgebreitete Material bannt. Da werden plötzlich zwölf Jahre wach, Jahre, in denen er zum Kämpfer erzogen wurde. Und wir hatten für diese Zeitspanne nur gut dreißig Minuten. Vor fünfzehn Jahren war er als Sieger nach Santiago zurückgekehrt. Anfang März 1958 hatte er als Siebenundzwanzigjähriger die Kolonne 6 der Rebellenarmee übernommen. In Nordoriente, in den Bergen der Sierra del Christal, bildete sie die 2. östliche



Front. Mit ihr marschierte er von Norden auf Santiago.
Am 2. Januar 1959 ist die Stadt in der Hand der Rebellen. Während der ältere Bruder weiter eilt nach Havanna, bleibt Raul. Noch im gleichen Monat ernennt ihn Fidel zum Militärbefehlshaber der Provinz Oriente. Ein Dreivierteljahr später beruft er ihn zum stellvertretenden Ministerpräsidenten und Minister der Revolutionären Streitkräfte.
Die neu zu formierende Armee braucht Waffen. Waffen kosten Geld. Die Werktätigen des Landes spenden einen Tageslohn. Der reicht für ein Schiff voller belgischer Maschinenpistolen, MG und Munition. Doch der französische Frachter „La Coubre" fliegt damit am 4. März 1960 im Hafen von Havanna in die Luft. Der amerikanische Geheimdienst CIA hat seine Hände im Spiel.
Das nur neunzig Meilen von den USA entfernte Kuba hat sich im April 1961 des bewaffneten Überfalls kubanischer Konterrevolutionäre zu erwehren. Wieder hat der CIA Regie geführt. Der Geheimdienst bildete die Banditen aus, ver-

sorgte sie mit Waffen, Schiffen und Flugzeugen. Konterrevolutionäre Truppen landeten in der Bucht von Playa Giron. Raul Castro führt mit seinem Bruder gegen sie die noch jungen, erst im Aufbau begriffenen Revolutionären Streitkräfte in den Kampf. Im Bunde mit Milizeinheiten, Bauern- und Arbeiterbataillonen werfen diese den Gegner zurück ins Meer.

In diesem Kampf erhält die kubanisch-sowjetische Waffenbrüderschaft ihre erste Feuertaufe auf tropischem Boden. Panzer vom Typ T-34, 122-mm-Haubitzen, Geschoßwerfer und Maschinenpistolen kommen in letzter Minute — aber noch zur rechten Zeit — in die Hände der Streitkräfte.

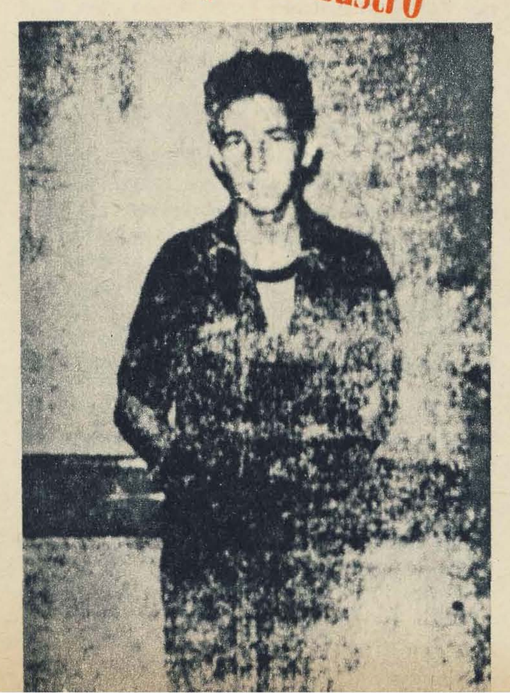
Mit zäher Energie forciert Raul Castro nach diesem Sieg den Aufbau der kubanischen Volksarmee. Die große Militärparade am 2. Januar 1962 auf dem Paseo von Havanna, ein Dreivierteljahr nach Playa Giron, zeigt: Die Rebellen sind dabei, eine modern ausgerüstete und straff disziplinierte Volksarmee zu werden.

„Nur Ruhe haben wir nie gehabt", das ist ein Einwurf des Ministers, als meine Notizen bis zu diesem Punkt gediehen sind. Wir stehen auf einem Flugplatz bei Camagüey im nördlichen Teil der Insel. Vor knapp einer Stunde sah ich eine taktische Übung mit Bataillonsgefechtsschießen. Im Urteil Raul Castros fehlte es nicht an lobenden Worten. Aber der Weg zu dieser militärischen Meisterschaft führte über Jahre währende Kämpfe.

„Es gab nach dem Überfall von Playa Giron keine Atempause", beginnt Genosse Castro, seinen Einwurf zu kommentieren. „Wir formierten unsere Streitkräfte im Verlauf eines vier Jahre dauernden Bandenkrieges auf der Insel. Die USA und ihr Geheimdienst inszenierten ihn. Mit Booten und im Flugzeug schleusten sie Diversionsgruppen konterrevolutionärer Kubaner ins Land. Auf dem Luft- und Wasserweg erhielten diese alles Nötige, einschließlich der Funkgeräte und Sender. Noch immer spielte der Geheimdienst mit dem Gedanken, auf unserem Gebiet eine Gegenregierung auszurufen. Unsere Armee nahm den Kampf auf, unterstützt von fünfzigtausend Milizionären. Bis 1965 vernichteten wir in allen Teilen des Landes

Eine Truppenfahne überreichte Armeegeneral Heinz Hoffmann seinem kubanischen Ministerkollegen im April 1971 (links). — Vor zwei Jahrzehnten jubelte die Batista-Presse: Verhaftet wurde in San Luis Raul Castro, der Bruder von Dr. Fidel Castro, Chef des Angriffes auf die Moncada (unten).

Capturado en San Luis Raul Castro
Hermano del Dr. Fidel Castro
El jefe del ataque a Moncada



einhundertfünfzig Banden. Dann erst gab es Ruhe."
Später, als wir in Havanna auf den revolutionären Weg der Brüder Castro zu sprechen kommen, stelle ich Raul die Frage, wie das Ende der fünfziger Jahre unter den Augen des damals in Kuba allmächtig gewesenen CIA möglich gewesen sei.
Der mittelgroße, schlanke Comandante denkt darüber eine Weile nach. Schließlich lächelt er verschmitzt, und das Lächeln wird immer breiter.
„Wir waren doch ‚unbescholten'", erklärt er dann. „Wir galten als wohlerzogene Söhne aus gutem Haus und streng gläubige Katholiken. Wir waren Schüler der ‚Belen' gewesen. Und der imperialistische Geheimdienst — in seinem Unverständnis für die historische Rolle der Volksmassen — glaubte, wir hätten uns lediglich aufgemacht, im Rahmen der alten Ordnung den diskreditierten Diktator Batista zu stürzen."
Ich habe mir das Gebäude der ehemaligen katholischen Internatsschule „Belen" angesehen. Das Zimmer, in dem die beiden Castros wohnten, ist noch erhalten. Spartanisch einfach ist es eingerichtet. An der rechten Wand stehen zwei Eichenbetten, darüber hängt eine Jagdwaffe, die Fidel gehörte. In der Mitte steht ein Tisch, auf dem das Zensurenbuch der religiösen Mittel- und Oberschule liegt. Die ausgezeichneten Noten Fidel Castros und seine Charakteristik sind darin vermerkt. Die Schule bescheinigt ihm 1945 im Abgangszeugnis, daß er immer mit Mut und Stolz die Fahne der Schule verteidigt habe...
Der junge Raul erlebte anderes. Er sympathisierte mit der politischen Arbeit seines Bruders. Er wollte auch Revolutionär werden. Er wollte von dieser Schule weg. Er streikte. Sechs Monate, so erzählt er mir, habe er kaum studiert. Er erhielt schlechte Zensuren; und schließlich habe man ihn 1947 von der Schule gefeuert, als sein Bruder in der Dominikanischen Republik an einem Aufstand beteiligt war.
Über den Sturm auf die Moncada, über Kerker und Emigration führte ihn der Weg zusammen mit der Rebellenarmee wieder zurück nach Havanna. Zwölf Jahre dauerte dieser Weg.
Der Minister der Revolutionären Streitkräfte hat die herrliche Lage seiner ehemaligen, sich an einen Berg lehnenden Schule nie vergessen. Über Palmen und die im Grün versteckten weißen Villen Havannas bis hin zum Hafen und auf das ewig blaue Meer geht von dort der Blick. Luftig und weiträumig sind die Gebäude. Jede Brise, die vom Meer herüberweht, erreicht sie.
Im Jahre 1966 übergibt Raul Castro die einstige „Belen" als Militärtechnische Hochschule den Revolutionären Streitkräften.
Das ist kein Einfall eines Augenblicks. Analysen auf dem Tisch des Ministers haben ausgewiesen, daß zu jener Zeit die hochmoderne sowjetische Technik und Bewaffnung und der mögliche Grad effektiver Nutzung das Wissen und Können der Soldaten und Offiziere seiner Armee bei weitem übersteigen. Noch immer rekrutieren sie sich Anfang der sechziger Jahre aus den freiwilligen Rebellen. Viele von ihnen lernen erst als Soldaten Lesen und Schreiben.
Im November 1963 wird ein Gesetz über die dreijährige Wehrpflicht erlassen. Seit dieser Zeit kann die Führung der Streitkräfte nach einem Programm ausbilden, das den Forderungen des modernen Gefechtes entspricht. Auf Initiative Raul Castros und unterstützt durch die Sowjetunion, entsteht zu diesem Zeitpunkt ein ganzes System militärischer und militärtechnischer Schulen.
Die drei Jahre später gegründete Militärtechnische Hochschule bildet den Abschluß dieses Systems. Hier studieren vier Jahre lang Frauen. Die Schule wurde inzwischen zur Militärakademie der Revolutionären Streitkräfte erweitert. Ihre technische Basis ist hervorragend. Mich beeindruckt aber besonders die vieltausendbändige Bibliothek mit ihrer fast lückenlosen Ausgabe der Klassiker des Marxismus-Leninismus in spanischer Sprache und teilweise in russisch. Diese Sprache wird obligatorisch für alle Offiziersschüler gelehrt. Die sozialistische Ideologie und der kommunistische Jugendverband sind untrennbar mit dem Erziehungsprozeß verbunden.
Welche Tatkraft und Leidenschaft Raul Castro in diesen bewußtseinsbildenden Prozeß einfließen läßt, lese ich aus einer seiner Reden. Dort steht vermerkt, daß fast alle Kommandeure und drei Viertel des Bestandes an jüngeren Offizieren der Kommunistischen Partei Kubas oder dem Jugendverband angehören. Die weitaus größte Zahl hat die harte Schule der Rebellenarmee durchlaufen.
In seiner Eigenschaft als Mitglied des Politbüros und Vorsitzender der ZK-Kommission für die Revolutionären Streitkräfte und Staatssicherheit sorgt der mit zweiundvierzig Jahren jüngste sozialistische Verteidigungsminister für eine intensive marxistisch-leninistische Arbeit der Parteiorganisationen, des Jugendverbandes und der Politorgane in den Streitkräften.
Innerhalb von fünfzehn Jahren vollzog sich im Schutze der Revolutionären Streitkräfte der Wandel Kubas von einem den USA wirtschaftlich wie politisch ausgelieferten Staat in das erste sozialistische Land Lateinamerikas.
Wenn zum 15. Jahrestag des Einzugs der Rebellenarmee in die kubanische Hauptstadt begeisternde Hochrufe auf dem Platz der Revolution erschallen, gelten sie auch dem Kommunisten Raul Castro Ruz.



Verpflegung in der NVA

Essen hält nicht nur Leib und Seele zusammen, sondern hilft dem Soldaten vor allem auch, seine Gefechts- und Ausbildungsaufgaben zu erfüllen. Und ganz gewiß wirken Qualität und Menge der Verpflegung erheblich auf seine Dienstfreude.

Demzufolge bemühen sich die Verpflegungsdienste, sie auf der Grundlage der ernährungswissenschaftlichen Erkenntnisse sowie der militärischen Erfordernisse, aber auch unter Berücksichtigung der Verzehrgewohnheiten, möglichst optimal zu gestalten. Auf einen Nenner gebracht, sollen die Armeeangehörigen durch die Einhaltung und effektive Ausnutzung der materiellen und finanziellen Normen sowie durch eine überlegte Speisenplanung abwechslungsreich, gesund und ernährunsphysiologisch vollwertig verpflegt werden. Dabei müssen viele Köche, wie es sie in Großküchen nun einmal gibt, keinesfalls den Brei verderben. Wie bei Muttern zuhause wird es zwar kaum sein, aber es gibt der Beispiele und Erfahrungen genug, die zeigen: Es kann auch aus dem großen Kessel und der Kippbratpfanne schmecken.

Die materiellen Voraussetzungen dafür sind gegeben. Einerseits durch entsprechende Verpflegungssätze und zum anderen durch moderne Kücheneinrichtungen für den Gebrauch in der Kaserne wie im Feld.

Die Tages-Grundnorm (Tabelle), die für die meisten Armeeangehörigen gilt und gerade zu Beginn dieses Jahres erneut erhöht wurde, ist mit einem Kaloriengehalt von 4200 kcal angesetzt. Das tägliche Essen soll 130 g Eiweiß, 150 g Fett, 550 g Kohlehydrate und einen ausgewogenen Anteil besonders der Vitamine A, B und C enthalten. Um den Vitamingehalt und die Versorgung mit Frischgemüse und Frischobst zu sichern, haben viele Truppenteile Verträge zum Direktbezug landwirtschaftlicher Erzeugnisse abgeschlossen. Das bereichert den Speisezettel und ist auch insofern von Bedeutung, als die NVA für Einsatzzwecke bestimmte Lebensmittel einlagern und bei Erneuerung der Lagerbestände selbst verbrauchen muß.

Wenn hier nun von Normen die Rede ist, dann heißt das nicht, daß es keine Variationsmöglichkeiten gäbe. Wer mit Liebe (und dem nötigen Verantwortungsbewußtsein) kocht, der findet ihrer genug. Dafür sprechen auch die vom Ministerium empfohlenen Rezepte und vor allem die Praxis etlicher Armeeküchen. AR verkostete dazu in einem Truppenteil das Essen zweier Tage.

Was also gab es?

1. Tag

Frühstück: 30 g Zervelatwurst, 40 g Schmelzkäse, 20 g Butter, 2 Brötchen. Außerdem süße Milchnudeln, Marmelade, Brot und Kaffee in beliebiger Menge.

Mittagessen: 100 g Roulade mit Rotkohl und Salzkartoffeln, dazu frische Äpfel.

Abendessen: 1 Spiegelei mit Röstkartoffeln, 50 g Fleischwurst. Außerdem in Selbstbedienung Cama, Schmalz, saure Fische, Harzer Käse, Brot und Tee in beliebiger Menge.

2. Tag

Frühstück: 50 g Zwiebelquark, 40 g Salami, 20 g Butter, 2 Brötchen. Außerdem frische Milch, Marmelade, Brot und Kaffee in beliebiger Menge.

Mittagessen: Möhren- und Linseneintopf mit Fleisch nach Wahl, dazu frische Birnen.

Abendessen: 100 g Aufschnitt (Schinken, Römerbraten und

Was gibt es pro Tag?

Verpflegungsgrundnorm 110

Fleisch	120 g
Fleisch- und Wurstwaren	100 g
Butter	50 g
Vollmilch	200 g
Entrahmte Vollmilch	100 g
Fette	30 g
Eier	20 g
Fisch	45 g
Fettkäse	10 g
Magerkäse	30 g
Marmelade	35 g
Zucker und Zuckerwaren	40 g
Kartoffeln	1000 g
Gemüse	300 g
Obst	150 g
Brot	350 g
Weißbrot/Gebäck	150 g
Kaffee-Ersatz und Tee	6 g
Nährmittel	70 g
Gewürze	25 g

Knoblauchwurst). Außerdem in Selbstbedienung Cama, Schmalz, Rotkraut- und Zwiebelsalat, Brot und Tee in beliebiger Menge.
Genaue Rechner werden beim Überprüfen der Mengenangaben auf den (übrigens öffentlich ausgehängten) Speiseplänen nicht an jedem Tag auf die in unserer Tabelle angegebenen Werte kommen. Dazu müssen sie schon eine Dekade prüfen, denn im Interesse einer variablen Speiseplangestaltung ist es nicht immer möglich und nötig, an jedem Tag die gleiche Einsatzmenge zu haben. Innerhalb einer Dekade jedoch muß sie bei Fleisch, Fleisch- und Wurstwaren, Butter sowie Vollmilch genau stimmen. Die anderen Lebensmittel dürfen (bei Einhaltung der ernährungsphysiologischen Richtwerte) differieren, das heißt über- oder unterschritten werden.
Der eben genannten Grundnorm liegt ein finanzieller Tagessatz von 4,25 M zugrunde. Er wird bei Urlaub oder bei Nichtteilnahme an der Truppenverpflegung aus anderen Gründen in bar ausgezahlt; wer allerdings anderswo kostenlos an einer Gemeinschaftsverpflegung — z. B. bei stationärer Behandlung in Lazaretten oder sonstigen medizinischen Einrichtungen — teilnimmt, hat keinen Anspruch auf Verpflegungsgeld.
Ausgehend von den besonderen Anforderungen, die in bestimmten Dienstzweigen und Einsatzbereichen erhoben werden, vollzieht sich z. B. die Verpflegung von Angehörigen fahrender Einheiten der Volksmarine oder des fliegenden Personals der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung nach spezifischen Grundnormen.
Außerdem gibt es zeitweilige Zulagen für außergewöhnliche physische und psychische Belastungen bei Truppenübungen, schweren Pionierarbeiten oder beim Wachdienst von strukturmäßigen Wacheinheiten. Ferner gilt das für besondere Anlässe und Einsätze, zum Tag der NVA, dem Jahrestag der DDR, zu Weihnachten und Neujahr, anläßlich der Vereidigung oder der Verabschiedung aus dem aktiven Wehrdienst. Und schließlich werden Zulagen auch auf ärztliche Empfehlung gewährt.
Gegessen wird in der Regel dreimal am Tage, wobei die Abstände zwischen den Mahlzeiten sieben Stunden nicht überschreiten sollen; nach dem Mittagessen gibt es grundsätzlich eine Pause von 30 Minuten. Bei Truppenübungen und der Gefechtsausbildung im Gelände werden oft dauerhaft verpackte Lebensmittel, sogenannte Verpflegungskomplekte, ausgegeben; sie enthalten sowohl Kaltverpflegung als auch kochfertige Gerichte zum selbständigen Warmmachen.
Es allen recht zu machen, gelingt wohl selbst den besten Truppenköchen nicht. Um jedoch das Bestmögliche herauszuholen, gibt es nicht nur gut ausgebildete Fachkräfte in den Verpflegungsdiensten, sondern in Gestalt der „Prüfungskommission für Verpflegung" auch ein vom Kommandeur eingesetztes gesellschaftliches Kontrollorgan. An ihre Mitglieder kann sich jeder wenden, der Fragen, Vorschläge, Wünsche oder auch Kritiken zum Essen hat. Daneben sind natürlich auch die Truppenköche und die anderen Genossen des Verpflegungsdienstes für jeden Hinweis zur Gestaltung des Magenfahrplanes, zur Organisation der Esseneinnahme und zu anderen die Truppenverpflegung betreffenden Problemen denkbar.

Das war schon

Urlaub/Ausgang
AR 1/73

Offiziersberufe Landstreitkräfte
AR 3/73

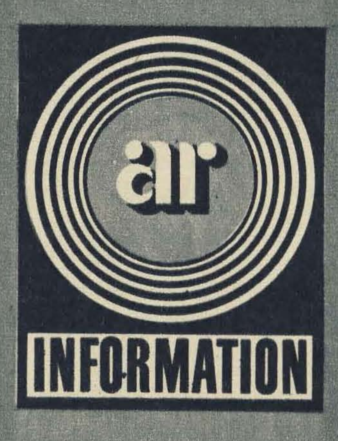
Besoldung in der NVA
AR 5/73

Unterhaltszahlung beim Wehrdienst
AR 6/73

Soldatenauszeichnungen
AR 7/73

Bekleidung/ Ausrüstung in der NVA
AR 9/73

Berufsunteroffiziere Grenztruppen der DDR
AR 10/73



Das kommt noch

Musterung für den Wehrdienst

Eingaben und Beschwerden

Fähnriche der NVA

Unteroffiziere auf Zeit

Diese AR-Information wurde mit Hilfe der Hauptabteilung Verpflegung im Ministerium für Nationale Verteidigung zusammengestellt.





Paul von Hindenburg und von Beneckendorf (1847—1934):

Der Generalfeldmarschall wurde im heutigen Poznan geboren. „Seine Familie zählte", wie eine BRD-Zeitung schrieb, „zu den Geschlechtern, die mit der Geschichte des deutschen Ostens aufs engste verbunden waren". Als kommandierender General des 4. Armeekorps in Magdeburg hetzte er 1909 seine Truppen auf streikende Mansfelder Bergarbeiter. Im ersten Weltkrieg schickte er als Chef des Generalstabes im Auftrage des Kaisers Tausende Soldaten gewissenlos in den Tod („Ich wußte schon im Februar 1918, daß der Krieg verloren war, aber ich wollte Ludendorff noch einmal gewähren lassen.") Im November 1918 schloß er mit dem sozialdemokratischen „Volksbeauftragten" Ebert einen Geheimpakt zur Niederwerfung der Revolution. 1920 wurde er wegen seiner völkerrechtswidrigen Kriegführung auf die französische Kriegsverbrecherliste gesetzt. Am 26. April 1925 als Kandidat der monarchistischen Parteien zum Präsidenten der Weimarer Republik gewählt, ernannte er auf Forderung der aggressivsten Kreise des deutschen Finanzkapitals am 30. Januar 1933 Hitler zum Reichskanzler. 1936 wurde in Neumünster eine Kaserne nach Hindenburg benannt. Sie trägt noch heute seinen Namen.



Oswald Bölcke (1891—1916):

Jagdfliegeridol des ersten Weltkrieges. Nach ihm war das Kampfgeschwader 27 der faschistischen Wehrmacht benannt gewesen. Heute trägt das Jagdbombergeschwader der Bundeswehr in Nörvenich seinen Namen.





Erich Ludendorff (1865—1937):

War der erste Generalstäbler, der im Zusammenwirken mit der Rüstungsindustrie die Propaganda als Mittel der Kriegsvorbereitung im größeren Umfang einsetzte. Er und Hindenburg, vom Monopolkapital als das große „Feldherrnpaar" gepriesen, errichteten 1916 eine reaktionäre Militärdiktatur über Deutschland. 1920 beteiligte er sich am konterrevolutionären Kapp-Putsch, und im November 1923 leitete er zusammen mit Hitler den faschistischen Putsch in München. Gründete 1926 eine „deutsch-germanische Religionsgemeinschaft" und betrieb eine intensive antisemitische und nationalistische Propaganda. Von ihm stammt die Theorie vom „totalen Krieg", deren Verwirklichung durch die Faschisten im zweiten Weltkrieg Millionen Menschen zum Opfer fielen.

Nach Ludendorff und Hindenburg sind in der BRD 15 Kasernen benannt.

Am 23. Juni 1944, kurz nach halb acht, zerschellte am Südhang des 1800 Meter hohen Hochwechsels in der Steiermark eine Ju 52. An ihrem Bug trug sie den Büffelkopf, das Kennzeichen von Hitlers Lieblingsgeneral Eduard Dietl. (Bild rechts)
Der Generaloberst war noch am Vortage auf dem Obersalzberg zu einer Unterredung bei „seinem Führer" gewesen. „In Dänemark, Norwegen und Finnland stehen etwa 600000 Mann. Wir lassen außerdem junge Soldaten auf Kreta in der Sonne liegen, und derweil marschiert der Ruß' nach Berlin." Mit diesen Worten hatte Dietl Hitler angeraten, die Kommandeur der 3. Gebirgsdivision beim Überfall auf Polen dabei und legte „bei der Besetzung Norwegens Hand auf Narvik". Dafür wurde er „als erster deutscher Soldat mit dem Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes" dekoriert.
Am 29. Juni 1941 fiel Dietl mit seinem Gebirgskorps als „militärpolitisch der berufene Sachwalter deutscher Interessen" über die finnische Grenze in die Sowjetunion ein.
„Der Name des Soldaten Dietl, nach dem die Füssener Kaserne benannt ist, steht als Symbol für die soldatische Haltung der Bataillonsangehörigen. Wir versprechen — und dazu ver-

Nomen est omen



Kräfte der faschistischen Wehrmacht gegen den „bolschewistischen Hauptfeind" zu konzentrieren.
Aus Dietls Vorschlag sprachen beileibe nicht nur rein militärische Erwägungen. Schon in der Vergangenheit hatte er seinen ausgeprägten Kommunistenhaß bewiesen. Als Hauptmann im berüchtigten Freikorps Epp tat er sich 1919 bei der blutigen Niederschlagung der Münchner Räterepublik hervor. „Seine Kompanie befreite den Münchner Stadtteil Giesing aus den Händen der ‚Spartakisten'", schrieb eine BRD-Zeitung über Dietls Arbeiterfeindlichkeit.
Im zweiten Weltkrieg war der General als pflichte ich Sie alle, meine Kameraden — alles in unseren Kräften stehende zu tun, daß einmal ein Geschichtsschreiber zu berichten weiß, daß die Männer mit dem Edelweiß und den Haubitzen sich als gute Bürger in allen Lagen erwiesen haben." Ausgesprochen wurde diese Verpflichtung von Oberstleutnant Schwarz, Kommandeur des Gebirgsartilleriebataillons 225 — der Bundeswehr, ein Jahr nach der Regierungsübernahme durch die SPD.
Der „Löwe von Narvik" ist vor dreißig Jahren in den Trümmern seiner Ju 52 verkohlt. Doch am Lech steht er noch heute in Reih und Glied. Und nicht nur er.

In der Füssener Dietl-Kaserne, in die er 1934 als Kommandeur eines schon damals dort stationierten Gebirgsjäger-Regiments eingezogen war, ist Hitlers Lieblingsgeneral das Leitbild. In der Kaserne der 3. Panzerdivision in Stade ist es der kaiserliche General August von Goeben, in Lüneburg der preußische Generalfeldmarschall Alfred Graf von Schlieffen, in Bad Segeberg der ehemalige Kommandeur der deutschen Koloninaltruppen in Ostafrika und Reichswehrgeneral Paul von Lettow-Vorbeck, in Neumünster der Generalfeldmarschall und ehemalige Reichspräsident Paul von Hindenburg und in Mittenwald der General der faschistischen Gebirgstruppen Kübler, der 1947 wegen seiner Kriegsverbrechen in Jugoslawien hingerichtet wurde. In Fürstenau gibt es eine Pommern-Kaserne, in Bad Homburg eine Ostpreußen-Kaserne, in Werden eine Ostmark-Kaserne und in Wuppertal eine Sagan-Kaserne (benannt nach der polnischen Stadt Zagan).

„Über 90 Prozent der 121 Bundeswehr-Kasernen tragen Namen, die im krassen Widerspruch zu den abgeschlossenen Gewaltverzichtsabkommen mit der Sowjetunion, Volkspolen und der DDR stehen", wies die Zeitung der Deutschen Kommunistischen Partei „Unsere Zeit" nach.

„Ich halte die Namensgebung für opportun. Der Mann war doch ein guter Soldat. Das ist das wichtigste für die Traditionspflege", meinte dumm-frech der Presseoffizier der Lettow-Vorbeck-Kaserne. Und Oberstleutnant Bringmann aus Neumünster behauptete gar, in seiner Kaserne gäbe es überhaupt keine Hindenburg-Tradition. Allerdings konnte er seinen Stolz doch nicht ganz unterdrücken, „ein alter Soldat der Wehrmacht" zu sein. Derselben Wehrmacht, die 1936 in diese Kaserne einzog und ihr den Namen der „geschichtlichen Figur des Generalfeldmarschalls" verlieh, der Hitler zum Reichskanzler gemacht und seinen Segen zu dessen Verbot der KPD, der SPD und zur Auflösung des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes gegeben hat.

„Wir erziehen die Rekruten nicht zu Demokraten sondern zu guten Soldaten", lautete die forsche Stellungnahme eines anderen Bundeswehroffiziers zu diesem Problem. Von diesen „guten Soldaten" wird verlangt, sich durch solche „ewigen Soldatentugenden" auszuzeichnen wie unbedingten Gehorsam, Treue und Kampfwillen. Sie haben „das Recht und die Freiheit des deutschen (!) Volkes tapfer zu verteidigen". Ihr Wille, sich auf den „Kampf mit der Waffe vorzubereiten", ist nicht zuletzt durch „Übernahme von Erfahrungen der soldatischen Überlieferung" zu fördern.

Damit sind wohl auch die Erfahrungen von Hitlers Lieblingsgeneral Dietl beim Umgang mit „seinen Männern" gemeint. Beispielsweise im Kampf gegen die Rote Armee: „Für die Führung dieses Krieges in den urigen Wäldern und Tundren Kareliens war Dietl just der rechte Oberbefehlshaber. Er war unentwegt an den Brennpunkten des Kampfes, zu Fuß und auf Skiern, mit den persönlichen Siebensachen und begehrten ‚Liebesgaben' in seinem Rucksack."

Nun tat Dietl das ja nicht gerade aus sonderlich großen Kameradschaftsgefühlen gegenüber Angehörigen einer Klasse, die er im Grunde zutiefst haßte. Ihm ging es schlicht und einfach darum, auf diese Tour in den Soldaten den Kampfwillen für seine und des Führers Ziele zu stärken. Er wußte, daß in den „urigen Wäldern und Tundren" den Kampf „weit mehr der Mensch als das Material" entscheidet.

Diese Erfahrung wurde denn auch in die Bundeswehr-Dienstvorschriften übernommen. „Der Vorgesetzte teilt Härten und Entbehrungen mit seinen Soldaten", heißt es dort. Eine der „aus der soldatischen Überlieferung" übernommenen Methoden, die dazu dienen soll, daß sich die Bundeswehr-Soldaten stärker mit der antikommunistischen Militärpolitik der BRD identifizieren und die Militärführung bei der Durchsetzung ihrer aggressiven Ziele „vertrauensvoll" unterstützen.

Und noch mehr führt das Bundeswehrministerium bei der Schaffung solcher Leitbilder im Schilde: Wer z. B. Dietls „Soldatentugenden" bewundert und sich ihn darin zum Vorbild nimmt, der strebt ihm, ob bewußt oder unbewußt, auch in seinen politischen Einstellungen nach. Das ist schließlich das systembedingte Hauptanliegen der Übernahme „soldatischer Überlieferung".

Die Benennung von Bundeswehr-Kasernen nach berüchtigten Militaristen, Hitlergeneralen und Kriegsverbrechern kann, so stellte die DKP-Zeitung fest, „nur als die Markierung revanchistischer Gebietsansprüche und die Fortsetzung einer verhängnisvollen militaristischen Tradition verstanden werden, deren Opfer nicht zuletzt das deutsche Volk selbst wurde".

„Eine solche Beurteilung kann sich das Bundeswehrministerium der Verteidigung nicht zu eigen machen", lautete dazu die Stellungnahme aus dem Leber-Ministerium. Das „Ansinnen auf Umbenennung von Kasernen ist daher abzulehnen". Es wurde offiziell mitgeteilt, „daß im Verfahren bei Kasernenbenennungen die örtlich zuständigen Stellen der Gemeinden und Städte gehört werden und die Entscheidung durch den Herrn Bundesminister der Verteidigung gefällt wird".

„Nomen est omen — der Name ist Vorzeichen", sagte schon der römische Dichter Titus Maccius Plautus vor rund 2000 Jahren.

Oberleutnant K.-H. Melzer





Paul von Lettow-Vorbeck (1870—1964):

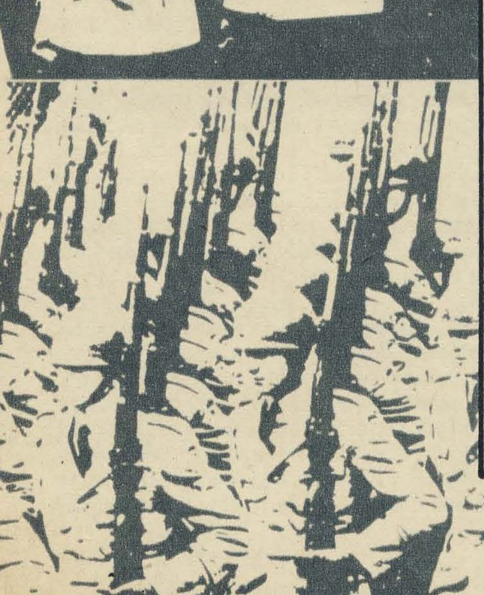
Entstammt einer pommerschen Junkerfamilie. Vater war General. 1900—1901 nahm er im deutschen Expeditionskorps an der grausamen Niederschlagung der Befreiungsbewegung patriotischer Kräfte des chinesischen Volkes, des sogenannten Boxeraufstandes, teil. 1904—1907 beteiligte er sich in Südwestafrika an den Massakern gegen die aufständischen Hereros und Hottentotten. Von den anfänglich 80000 Afrikanern überlebten 12000 die „Heldentaten" der „deutschen Schutztruppe". 1919 ließ er Hamburger Arbeiter niederkartätschen. 1920 nahm er als Befehlshaber der Reichswehrbrigade 9 in Mecklenburg am konterrevolutionären Kapp-Putsch teil. In Schwerin fielen ihm an einem Tag 15 Arbeiter zum Opfer. 1923 befehligte er die Niederschlagung des Hamburger Aufstandes. „Gottlob ging mir der Ruf von Rücksichtslosigkeit voraus", sagte er über sich. Diese „Soldatentugenden" sind in der Lettow-Vorbeck-Kaserne der Bundeswehr in Bad Segeberg „das wichtigste für die Traditionspflege".

August von Goeben (1816—1880):

Preußischer General. Führte für die Spanier in Marokko Kolonialkriege und zeichnete sich durch blutige Grausamkeit gegenüber der Bevölkerung aus. Als Oberbefehlshaber der 1. preußischen Armee fiel er 1871 an der Spitze der Aggressoren über Frankreich her. Wurde vom Kaiser mit dem „Großkreuz des Eisernen Kreuzes" ausgezeichnet. Seinen Namen trägt die Kaserne in Stade.









Alfred Graf von Schlieffen (1833—1913):

Der Generalfeldmarschall entstammt einer preußischen Junkerfamilie. 1891—1906 war er Chef des Großen Generalstabes der preußischen Armee. Er sah seinen einzigen Lebensinhalt darin, eine Strategie zu entwickeln, die es dem deutschen Imperialismus ermöglichen sollte, die Vorherrschaft über Europa zu gewinnen und die stärkste Weltmacht zu werden. Der Schlieffenplan war von dem Gedanken an die absolute Vernichtungsschlacht beherrscht und sah einen blitzartigen Überraschungsangriff unter Anwendung völkerrechtswidriger Mittel und Methoden der Kriegführung vor. Obwohl er im ersten Weltkrieg fehlschlug, blieb er noch für den faschistischen Generalstab maßgebend. Diese Blitzkriegsstrategie spielte auch lange Jahre in der Bundeswehrführung eine Rolle, bis durch die militärische Überlegenheit des Sozialismus ihre Aussichtslosigkeit immer offensichtlicher wurde. In Lüneburg trägt eine Kaserne der Bundeswehr noch heute Schlieffens Namen.

LORD Kitcheners ENDE

Spionageerzählung nach Tatsachen von J. C. Schwarz

Die vier Türme des Tower, die mehr einem Schloß zu gehören scheinen als einem Staatsgefängnis, die schießschartenbewehrte Umfriedungsmauer mit den bewachten Einlaßtoren, und die dicht aneinandergedrängten, über die Mauer hinwegschauenden Baumwipfel im Hof des Tower spiegeln sich in der Themse. Ein Bild tiefen Friedens, bei schönem Wetter und blauem Himmel die reinste Postkartenlandschaft. Im Februar 1916, der erste Weltkrieg ist anderthalb Jahre alt, hören Spaziergänger am gegenüberliegenden Themseufer eines Vormittags mehrere gleichzeitig abgefeuerte Schüsse, die aus dem Hof des Tower herüberdröhnen und von einem Erschießungspeloton stammen könnten. In der Tat berichten die Zeitungen am nächsten Morgen, daß gestern vormittag im Tower der deutsche Spion Helmut Lody erschossen wurde.

Es sind schlechte Zeiten für deutsche Spione in England. Die deutsche Spionage steckt noch in den Kinderschuhen, sie muß einen Schlag nach dem anderen hinnehmen. Die deutschen Spione sind schlecht vorbereitet, schlecht ausgerüstet und machen aus Mangel an praktischer Erfahrung Fehler, die den erfahrenen Leuten des britischen Intelligence Service höchst angenehm sind. Aber nicht nur mit der Intelligence muß jeder Spion rechnen, der um diese Zeit auf britischem Gebiet tätig ist, auch mit der Hysterie hat er zu tun, nämlich der des britischen Publikums, das von einer Massenpsychose der Spionenfurcht ergriffen ist und alle Nase lang einen deutschen Spion „entdeckt", um den entsprechend geräuschvollen Großalarm zu geben. Scotland Yard hat alle Hände voll zu tun, um auch nur einen Teil der ständig eingehenden Meldungen über das Auftreten deutscher Spione zu überprüfen. Insofern treffen die Schüsse im Tower nicht nur das Herz Lodys, sondern auch mitten hinein ins Zentrum der britischen Spionenfurcht. „Habt Ihr die Schüsse gehört?" fragt ein pflichtbewußter Staatsbürger den anderen. „Endlich haben sie mal einen erwischt."

Aber sie erwischen viele in der nächsten Zeit. Bei diesem doppelten System der Abwehr ist es für einen deutschen Spion nahezu unmöglich, lange unerkannt zu bleiben.

Kaum acht Tage nach der Erschießung Lodys sind vergangen, da erwacht der chinesische Fischkoch Wang, der im Hafen ein kleines schmuddeliges Restaurant hat und heute zu Hause geblieben ist, aus seinem Mittagsschläfchen. Er reibt sich die Augen. Er hat im Schlaf ein merkwürdiges Geräusch vernommen, wie das Plumpsen eines schweren Körpers, der einem Tier oder einem Menschen gehört. In der Zeit, als er Nachtwächter war, hat er sich einen leichten Schlaf angewöhnt, weil er immer damit rechnen mußte, daß eine Kontrolle kommt. Nachtwächter sind bekanntlich nicht wegen der Diebe eingesetzt, sondern wegen ihrer Vorgesetzten, die es sich nicht abgewöhnen können, sie zu kontrollieren. Er lauscht. Da, ein leises Klopfen an der Tür. Aber es kommt nicht von der Mitte der Tür, sondern von unten, von dem Abschnitt dicht über der Schwelle. Jemand liegt vor der Tür, denkt Wang blitzschnell. Er öffnet erschrocken die Tür.

Richtig, ein junger Mann liegt draußen. „Wang", jammert er, „lieber Mister Wang, Sie kennen mich doch noch von damals, helfen Sie mir. Ich habe mir den Fuß verletzt, ich kann nicht mehr laufen."

„Natürlich kenne ich dich, Boy", sagt Wang freundlich lächelnd und schleppt den jungen Mann in sein Zimmer, legt ihn aufs Bett. „Du bist Ernst Carl, der Abiturient aus Bayern, der

vor zwei Jahren nach London floh, weil seine Eltern ihn zum Pfarrer machen wollten, und der bei Onkel Wang gratis Fische bekam und mit ihm in der Pennyfields Lane Domino spielte. Du hast nur Glück, daß ich heute zu Hause bin. Aber sag mir, warum mußtest du so laufen, daß du dir den Fuß verstaucht hast?"

„Später, Wang, hilf mir jetzt", haucht der junge Mann noch, bevor er in Ohnmacht fällt. Kompressen von starkem Tee rufen ihn nach einigen Minuten wieder ins Leben zurück. Er schlägt die Augen auf und sieht in das gute, vertraute Gesicht seines Freundes Wang.

„Wo waren wir stehen geblieben, Wang?" fragt er.

„Du wolltest mir gerade erklären, was geschehen ist, warum du so laufen mußtest. Aber ich weiß es schon, ich war nämlich inzwischen draußen auf der Straße. Sie suchen einen deutschen Spion. Hab keine Angst, bei mir vermuten sie dich nicht, sie sind längst weitergelaufen. Was hast du bloß wieder angestellt, Ernst! Ich glaube, du bist immer noch der alte Spaßvogel. Wie geht es dir? Hast du Geld, oder bist du immer noch so arm wie damals?"

„Es geht mir gut", sagt er mit schmerzverzerrtem Gesicht, während Wang seinen Fuß untersucht. „Mein Vater schickt mir jetzt regelmäßig Geld, über ein holländische Adresse. Ich soll in London studieren. Ich habe einen Ausweis, daß ich Engländer bin. Heute wollte ich meine alten Freunde besuchen, bei denen ich vor zwei Jahren wohnte."

„Den Antiquitätenhändler Mister Moyse in der Salomon Lane? Das war sehr leichtsinnig von dir."

„Es zog mich zu seiner Tochter, zu Daisy, in die





ich damals verknallt war. Erinnerst du dich? Ich hab dir immer davon erzählt."
„Ja, ich erinnere mich."
„Ich wollte mich Daisy mal zeigen, wenn ich ordentlich angezogen bin, sie kannte mich nur in abgerissenen Sachen. Mister Moyse erkannte mich zuerst nicht, aber dann begann er zu lamentieren. Ich solle schleunigst verschwinden und ihn nicht ins Unglück stürzen. Es sind entfernte Verwandte meines Vaters, ehemalige Deutsche. Jetzt sind sie Engländer, aber sie haben Angst. Überall werden Spione gesucht. Daisy habe sich inzwischen verlobt, sagte er. Mit einem netten jungen Engländer, sie wolle nichts mehr von mir wissen. Ich ging sofort wieder, aber auf der Straße lief ich Daisys Schwester in die Arme, die mich sofort erkannte und zu schreien begann. Sie hatte schon damals eine Wut auf mich, weil ich nicht ihr den Hof machte, sondern Daisy.
‚Ein deutscher Spion', schrie sie los, ‚haltet den Spion, haltet den Spion.' Sofort lief eine Menschenmenge zusammen. Ich gab einen Schuß in die Luft ab und lief davon. Beim Sprung über eine Kirchenmauer muß ich mir den Fuß verletzt haben. Da sah ich die Straße, in der du wohnst, und schleppte mich bis zu deiner Tür."
Wang macht sich an demFuß zu schaffen. Der Knöchel ist geschwollen. Eine böse Verstauchung! Er reibt den Fuß mit einer gelben Salbe ein, wickelt ihn, legt ihn hoch auf Kissen.
„Du mußt nun ruhen", sagt er. „Es kann vierzehn Tage dauern. Solange bist du mein Gast. Aber deinen Revolver mußt du abgeben. Ich lege ihn in den Schrank. Ich pflege nicht gern Kranke, die einen Revolver bei sich haben. Wo hast du denn das Ding her?"
Ernst gibt dem Chinesen seine Waffe.
„Du weißt, ich bin ein Abenteurer, Onkel Wang. Ich wollte mir schon immer einen Browning kaufen, aber damals hatte ich kein Geld."
„Nun will ich dir mal was sagen, Ernst. Den alten Wang belügt man nicht. Du bekommst deinen Scheck nicht von deinem Vater, sondern von einer deutschen militärischen Stelle. Die haben dir auch den Browning gegeben. Dein Zwischenmann in Holland kann möglicherweise existieren, aber er hat nichts mit deinem Vater zu tun, er gibt die Nachrichten weiter, die du hier in London sammelst. Du studierst hier nicht Medizin und nicht Theologie, sondern die englischen Kriegspläne. Stimmt's, oder hab ich Recht?"
Und er lacht dabei breit und gemütlich.
„Wirst du mich jetzt an Scotland Yard ausliefern?"
„Damit sie dich Dummkopf im Tower erschießen? Nein, mein Lieber, Onkel Wang verrät nicht seine alten Freunde. Jetzt werde erst mal gesund, und dann sehen wir weiter."
„Ich bezahle dir alles, wenn ich wieder gesund bin", murmelt Ernst Carl verlegen.
„Ja ja, ich weiß, die Herren in Berlin denken, sie können mit Geld alles machen. Das war auch Lodys Fehler, er warf mit Geld um sich. Dadurch fiel er auf und verriet sich."
Ernst Carl ist erstaunt.
„Kanntest du Lody?"
„Er aß bei mir Fische wie du. Aber die Fische waren mächtiger als er, jetzt fressen sie ihn. Das möchte ich bei dir nicht erleben. Wirf nicht mit Geld! Freunde sind die Hauptsache, nicht Geld."
Warum bin ich bloß nicht schon früher mal zu Onkel Wang gegangen, denkt Ernst Carl. Er



wäre ein idealer Verbindungsmann.
Er ist aber auch so ein idealer Verbindungsmann. Am dritten Tag des erzwungenen Aufenthalts Ernst Carls in der Rumpelkammer Wangs, in der es wie im Hafen nach Muscheln und altem Holz riecht, öffnet sich plötzlich die Tür, und Wang schiebt breit grinsend zwei britische Matrosen herein. Zuerst ist Ernst erschrocken, weil er glaubt, Wang habe ihn verraten. Aber der ältere der beiden Matrosen sagt:
„Sie erschrecken über die Uniform, die wir tragen. Aber wir kommen als Freunde. Wir sind Iren. Solange Irland, das Gott schützen möge, keine eigene Flotte besitzt, dienen wir in der britischen Flotte, um fit zu bleiben. Unser Freund Wang erzählte uns von Ihnen. Wollen Sie mit unserer Organisation zusammenarbeiten? Wir sind Sinnfeiner,[1] wir kämpfen für Irland, gegen die britische Unterdrückung. Überlegen Sie sich die Sache. Als einzelner haben Sie keine Chance. Sie enden früher oder später im Tower. Mit uns zusammen sind Sie stark, Sie helfen uns, und wir helfen Ihnen. Wenn Sie wollen und wieder gesund sind, melden Sie sich in unserer Zentrale. Wang sagt Ihnen, wo Sie hingehen müssen."
Eine erstaunliche Wendung für Ernst Carl! Der Vorschlag ist gut. Später, da er allein ist mit Wang, fragt er ihn:
„Warum tust du das für mich? Du kannst doch nicht auch ein Sinnfeiner sein, du bist doch Chinese."
„Zwei von den Engländern abhängige Menschen irgendwo auf der Welt müssen schuften, um einen Engländer hier auf der britischen Insel zu ernähren", lautet die Antwort. „Wußtest du das nicht? England hat viele Feinde."
Zehn Tage nach dem Besuch der Matrosen steht Ernst Carl vor dem Chef der illegalen Sinnfeiner-Zentrale in London.
Große Worte. Mannhafter Händedruck. Wir kämpfen gegen England! Daß die Deutschen unterdrücken wollen und die Iren unterdrückt sind, davon spricht man nicht. Die einen suchen einen Zugang zur imperialistischen Futterkrippe, die anderen wollen nicht länger imperialistische Futterkrippe sein. Die deutsche Regierung anstelle der britischen wäre zu den Iren sicherlich nicht freundlicher. Aber sie ist nicht anstelle der britischen. Verschiedene Motive, eine kurze gemeinsame Wegstrecke. Man spricht nicht darüber. Erster Auftrag für Ernst Carl: Herauszufinden, ob Lord Kitchener der Haupteinpeitscher des scharfen britischen Kurses gegenüber Irland ist. „Bestätigt sich unsere Vermutung, daß hinter den bisherigen brutalen Maßnahmen der Engländer ein einziger Mann steht, nämlich Lord Kitchener, so dürfen wir auch vor dem Äußersten nicht zurückschrecken."
Über den holländischen Zwischenmann fragt Ernst Carl in Berlin an, ob er mit den Iren zusammenarbeiten soll. Berlin ist entzückt. Man nimmt die Bundesgenossen, wo man sie bekommt. Ernst Carl holt aus dem Koffer seine belgische Leutnantsuniform hervor, mit der er sich während der Wirren des Kriegsausbruches vom Festland nach London schleusen ließ und stürzt sich, die Taschen mit Geld gefüllt, das aus irischen und deutschen Kassen stammt, in das

1 Angehörige der irischen bürgerlich-nationalistischen Partei „Sinn Fein" („Wir selbst")

Illustration: Karl Fischer

Leben der High Society, der Feste und Parties, und knüpft Beziehungen an, die ihn bald in die Nähe der großen politischen Drahtzieher bringen. Als belgischer Leutnant, der vor der deutschen Invasion geflohen ist, findet er überall offene Türen, zumal er smart ist und ein völlig akzentfreies Englisch spricht.
Zwei Dinge gelingen ihm in kurzer Zeit:
Er findet die Frau seines Lebens, ein junges Mädchen namens Ethel, das seine Liebe erwidert, und erfährt aus dem Munde eines hochgestellten Politikers, daß seine irischen Freunde Recht haben, wenn sie Lord Kitchener, den Eroberer des Sudans und blutigen Oberbefehlshaber im Burenkrieg, für den Haupteinpeitscher des scharfen britischen Kurses in Irland halten. Ethel, die aus einer der besten Londoner Familien stammt, heiratet gegen den Willen ihres Vaters heimlich den belgischen Leutnant, während Lord Kitchener von den Sinnfeinern in einer geheimen Sitzung zum Tode verurteilt wird.
Aber es ist nicht leicht, an den stahläugigen General Kitchener mit dem kurz geschorenen Uhu-Scheitel und dem Zwirbelbart heranzukommen. Er ist ständig von Wachen umgeben. Ethel hat keine Ahnung, wer ihr „belgischer Leutnant" ist. Ernst Carl hat den Auftrag, das beschlossene Todesurteil an dem „Marschall von England" zu vollstrecken.
Ernste Tage für Ernst! Das heißt, den Ernst der Tage erkennt er erst nach seiner Rückkehr aus Schottland, wo er herrliche Flitterwochen mit Ethel verlebte. Es sind erneut irische Freiheitskämpfer und deutsche Spione im Tower erschossen worden. Der Haß der Iren, das prickelnde und angenehme Gefühl der Gefahr bei Ernst Carl, das ihn in diesen Beruf gezogen hat, erreichen den Höhepunkt. Die Iren wollen sich rächen. Die deutschen Spione beschließen, vorsichtiger zu sein, nur die Narren unter ihnen leisten sich Gefühle, sieht man ab von dem Gefühl der konzentrierten Angespanntheit. In der Sinnfeiner-Zentrale wird Ernst Carl bedrängt: Wie sind die Aussichten, Lord Kitchener für seine Schandtaten zu bestrafen?
Ernst Carl zieht wieder seine belgische Leutnantsuniform an. Durch Zufall wird er Zeuge eines Gesprächs, in dem sich zwei gut informierte Politiker darüber unterhalten, daß Lord Kitchener eine Reise nach Rußland machen wird, im Auftrag der britischen Regierung. Er soll die russische Kampfmoral heben und bei der Reorganisierung des russischen Heeres helfen. Eine größere Geldsendung für den Kriegsschatz des Zaren wird ihn begleiten. Es ist klar, daß es für diese Reise nur den Seeweg gibt.
Sofort alarmiert Ernst Carl die Sinnfeiner. Ihre Untergrundorganisation ist bedeutend größer und besser als die der deutschen Spionage. Sämtliche Sinnfeinergruppen in den englischen Häfen werden beauftragt, verdächtige Vorgänge zu beobachten, die darauf schließen lassen, daß ein hochgestellter englischer Politiker sich einschifft. Aber nur aus dem in Nordirland gelegenen Hafen Belfast, der für die Engländer als englischer Hafen gilt, kommt eine interessante Meldung. Ein alter Panzerkreuzer, die „Hampshire", sei auf Dock gelegt und werde einer gründlichen Überholung unterzogen. Es würden Umbauten im Innern vorgenommen, die auf Repräsentationszwecke hinweisen. Der größte Teil der Besatzung habe Urlaub erhalten, während der Kreuzer auf Hochglanz poliert wird. Ernst Carl fährt sofort nach Belfast.
Im „Blauen Hecht", der Hafenkneipe, verkehren irische Matrosen. Der Wirt ist Mitglied der Sinnfeiner-Gruppe. Während Ernst Carl einen würzigen Schnaps kostet, schiebt er über den Ausschanktisch dem Wirt das Briefchen hin, das ihm die Sinnfeiner aus London mitgaben. Schon am nächsten Tag nimmt Ernst Carl an einer geheimen Sitzung teil. Alle Nachrichten über die „Hampshire" bestätigen sich. Es kommt jetzt darauf an, in den Besitz einer Liste der „Hampshire"-Besatzung zu gelangen, die Iren herauszufinden und ihre politische Einstellung zu überprüfen. Nicht alle Iren sind Sinnfeiner. Drei Faktoren bekräftigen die Vermutung Ernst Carls, das gesuchte, für Kitcheners Rußlandreise bestimmte Schiff vor sich zu haben: Die Heimlichkeit, mit der die Generalüberholung des Schiffes betrieben wird, die dabei an den Tag gelegte Eile und der feudale Innenausbau des Schiffes, über den die Dockarbeiter berichten. Es scheint also, daß die hohe britische Admiralität so unklug war, die geheime Abreise eines wichtigen Mannes gerade in das Land zu verlegen, das ihn am meisten haßt.
In der kleinen billigen Seemannspension am Hafen, in der Ernst Carl wohnt, um nicht aufzufallen, klopft es eines Morgens in aller Frühe an die Zimmertür. Der Wirt vom „Blauen Hecht" steht draußen.
„Hör zu, Kamerad", sagt er im Zimmer leise, „in dieser Nacht wurde ein geheimer Geldtransport an Bord der ‚Hampshire' gebracht. Es geht also los. Auf den Kisten stand ‚Bank von England'. Das ist offenbar für den Zaren bestimmt. Heute vormittag um zehn Uhr sind bei mir im ‚Blauen Hecht' die zwei Matrosen, die wir ausgesucht haben. Sei pünktlich. Sie wollen mit dir sprechen."
„Wir machen nicht mit, Kamerad", sagen sie um zehn Uhr verlegen zu Ernst Carl. „Wir haben uns das überlegt. Wenn man uns mit den Päckchen unter dem Arm erwischt, werden wir

Fortsetzung auf Seite 75









K
sex

IST DER KONTAKT GESCHLOSSEN?

Zwei Pole. Kontakte werden zwischen ihnen geschlossen. Nun kann Strom fließen, kann Energie weitergegeben werden. Funktioniert aber einer der beiden Pole nicht richtig, ist er abgeklemmt, dann ist nichts mit Energiefluß.
Ein kleiner populärwissenschaftlicher Exkurs in die Elektrizitätslehre? Das wäre doch eigentlich mehr etwas für „Jugend + Technik". Oder? Na, selbstverständlich sind auch in der Armee zwischen zwei Polen geschlossene Kontakte notwendig. Ohne Elektrizität kann die hochentwickelte NVA-Technik nicht bewegt werden, das ist erst einmal klar. Aber andere Verbindungen sind nicht minder wichtig:
Zwischen dem Betrieb, der ehemaligen und meist auch wieder kommenden Arbeitsstätte des Soldaten, und der NVA-Einheit, in der er jetzt seinen Dienst tut, muß Strom fließen. Ins Konkrete übersetzt: Informationsaustausch und Zusammenarbeit müssen klappen, dann wird der Energiefunke auch auf den Soldaten überspringen. Zwei Pole sind das, Kollektive, zu denen der Armeeangehörige gehört, die ihm helfen, auf ihn wirken können — umso besser, je enger sie sich miteinander verbinden.
Der Möglichkeiten gibt es ja genug.
Da ist das Werk „Karl Liebknecht" Bleicherode aus dem VEB Kombinat „Kali", Kalibetrieb

Südharz (Ist das ein Bandwurm-Name!). Die Kumpel dort haben in dieser Beziehung allerhand drauf. Es ist gewiß kein Zufall, daß fast alle Betriebsangehörigen nach Beendigung ihres Wehrdienstes ins „Karl-Liebknecht"-Werk zurückkehren. Die Korrespondenz des Betriebes und einzelner Brigaden zum Beispiel mit ihren Kollegen, die bei der Fahne sind, und mit deren Kommandeuren ist ganz schön umfangreich. Aber davon später. Jetzt soll erst einmal von einem anderen Brief die Rede sein, den sie schrieben. Der ging auch Richtung Armee, aber das war eine geharnischte Beschwerde, die die Bleicheroder da losließen. Nicht aus Nörgelei oder Gnatz. Um die Sache ging es ihnen, besser gesagt um die Menschen, um ihre Kumpel, die ihren Wehrdienst leisten.

Also, was ist Sache?

Alljährlich gibt der Werkdirektor zum Tag des Bergmannes einen Empfang für alle zur Zeit in den bewaffneten Organen dienenden Betriebsangehörigen. Die besten von ihnen — als Soldaten, wohlgemerkt! — werden dabei ausgezeichnet.

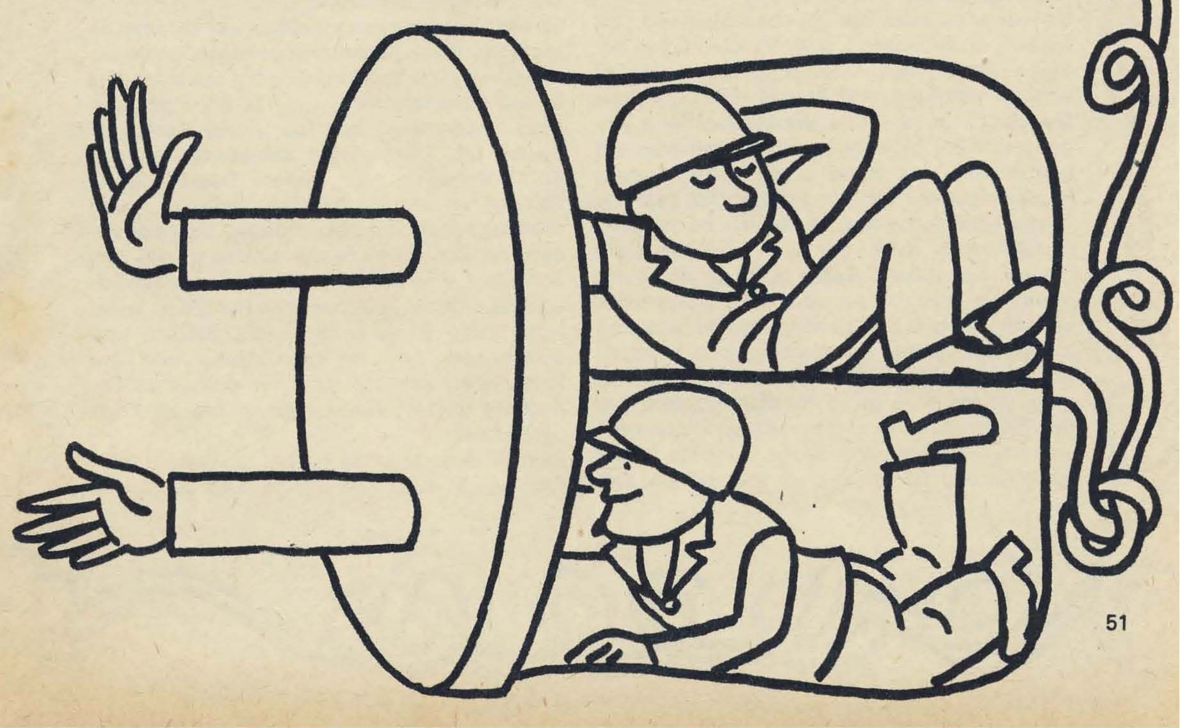
Eine dufte Sache.

Aber da muß man natürlich erst einmal wissen, wer ist denn nun ein guter Soldat. Also ging der Ruf von Bleicherode an die Vorgesetzten: Schreibt doch mal, wie macht sich unser Kollege so bei euch. Vierzig Briefe flatterten raus, in alle Teile der Republik. Aber das Echo klang recht leise. Nur von elf NVA-Einheiten kam Antwort. Bißchen dürftig, nicht? Verständlich, daß da die Absender, Genosse Harry Schröter und Kaderleiter Genosse Eduard Weber, enttäuscht — um nicht zu sagen „sauer" — waren. Durften sie doch erwarten, mit Recht, meine ich, daß das Bemühen des Betriebes, mit seinen Kollegen auch während deren Armeezeit Kontakt zu halten, ihre vorbildlichen Leistungen in der Ausbildung zu würdigen, bei den Kommandeuren auf Gegenliebe stoßen würde. Ganz abgesehen davon, daß es doch wohl zu den selbstverständlichen Höflichkeitsformen gehört, Briefe zu beantworten. Noch dazu, wenn darin, wie in diesem Falle, eine ganz konkrete Bitte ausgesprochen wird. Woran lag's denn nun, daß hier der so wichtige Kontakt nicht zustande kam? Wir haben ein bißchen nachgeforscht. Nicht in erster Linie, um einen „Fall" zu klären, um Schuldige an den Pranger zu stellen. Wir wollten erfahren, welche Meinungen Soldaten und Offiziere dazu haben, inwieweit Kommandeure von sich aus die Zusammenarbeit mit den Betrieben suchen und wie nützlich diese für alle Beteiligten ist.

Wo wir auch hinkamen; einen Kommandeur, der etwa aus Prinzip dagegen wäre, fanden wir nicht. Keiner, der da meinte: ‚Laßt mich in Ruhe damit, ich habe andere Sorgen und mehr zu tun, als Briefchen zu schreiben.'

Aber irgendwie haben einige Vorgesetzte offensichtlich Schwierigkeiten mit dem Lesen.

Zugegeben, der Brief aus Bleicherode enthielt gleichzeitig zwei Bitten: dem Genossen zum Tag des Bergmanns Urlaub zu gewähren und die schon erwähnte Beurteilung zu schicken. Aber so viel ist das ja auch wieder nicht, das müßte doch zu behalten sein. Es genügt eben nicht, mit dem betreffenden Soldaten zu sprechen, ihm zu



sagen: „Ja, in Ordnung, Sonderurlaub genehmigt", oder: „Tut mir leid, aus dienstlichen Gründen abgelehnt" (was ja durchaus drin ist). Major Weigel hat sich dafür auch beim Betrieb in Bleicherode entschuldigt: „Hier lag ein Versäumnis des zuständigen Einheitskommandeurs vor, der meinte, daß die Freistellung des Genossen Leutnant Linsel zum Tag des Bergmanns ausreichend war."
Auch bei Hauptmann Sager spüre ich, daß ihn kein böser Wille trieb: „Wir konnten dem Genossen Albrecht zu jenem Zeitpunkt leider keinen Urlaub geben — es ging aus dienstlichen Gründen nicht. Genosse Albrecht sah das auch ein. Aber Sie haben Recht, dem Betrieb hätte ich trotzdem schreiben müssen."
Will ich meinen. Da war wohl doch etwas Leichtfertigkeit im Spiel.



Auch der Meinung von Kapitänleutnant Schiefner kann ich nicht ganz folgen, der uns schreibt: „Der Genosse Antal ist seit 1966 Berufssoldat und somit nicht mehr Betriebsangehöriger des Werkes ‚Karl-Liebknecht' in Bleicherode." Na und? möchte ich da fragen. Ist doch wunderbar, wenn sich die ehemaligen Kollegen immer noch um ihren alten Kumpel kümmern. Wäre das nicht auch eine Hilfe für Sie, Genosse Schiefner, bei Ihrer Arbeit als Kommandeur mit dem Genossen Antal? Ich jedenfalls würde darauf nicht verzichten.
Vielerorts ist man der gleichen Meinung und handelt auch danach. „Über Verbindungen der VEB zu Angehörigen unserer Einheit besteht bei uns Zustimmung und Freude. Sind sie doch Beweis dafür, daß die Werktätigen und Angehörigen der NVA eng zusammen gehören und gemeinsam das Beste zum Wohle unserer Republik geben." Hauptmann Schmidt sagt das etwas verallgemeinert, wofür ich an anderen Stellen dann auch die konkreten Beispiele bekam. Hauptmann Sasse ist einer der Kommandeure, die die Antwort nach Bleicherode schuldig blieben. Seine Erklärung dafür ist schon akzeptabel, wenn auch nicht ganz hundertprozentig. Soldat Brösicke, um den es bei ihm ging, wurde etwa sechs Wochen vor dem Tag des Bergmannes in einen anderen Truppenteil versetzt. Hauptmann Sasse schickte seine Einschätzung mit, und er erwartete, daß von dort aus dann eine Gesamtbeurteilung nach Bleicherode gehen würde.
So weit, so gut. Aber schließlich war der Brief an Hauptmann Sasse gerichtet gewesen, und seine Antwort an die Kalikumpel wäre auf jeden Fall besser gewesen. Nicht ganz zu Ende gedacht. Aber ansonsten „läuft" es in der Kompanie Sasse. Der Chef gehört keineswegs zu den Kommandeuren, von denen Oberstleutnant Reiners annimmt, daß sie vielleicht Hemmungen haben, Briefe zu schreiben oder sich vor dem großen Zeitaufwand scheuen, den das Schreiben einer treffenden Beurteilung natürlich erfordert. Aber welcher Kommandeur kennt nicht seine Soldaten gut, ihre Stärken und Schwächen, und er wird richtig und gut formulieren können, wenn er die ganze Bedeutung dieser Verbundenheit bis zu Ende durchdenkt.
Beim Genossen Sasse ist das, wie gesagt, kein Problem. Er nutzt sein disziplinares Recht, den



jugendlicher Neuerer ausgezeichnet. Bitte überreichen Sie ihm Urkunde und Anerkennungsschreiben in würdiger Form."
Was in der Kompanie Sasse geschah. Ohne Zweifel ein Ansporn nicht nur für den Genossen Richter. Wie solche gegenseitigen Informationen ausstrahlen, zeigen auch Briefe aus der Kompanie Smolorz und die Resonanz darauf von einigen Betrieben. Sogar nach „draußen" wirken sie, wie aus der Antwort des VEB „Unimewa" Aue hervorgeht: „Ihr Brief über den Soldaten Peter Georgi wurde in dessen Arbeitskollektiv mit Stolz und Anteilnahme vermerkt. Für uns ist das eine Bestätigung, daß wir gut gearbeitet haben. So gesehen stellt Ihr Schreiben mehr als nur die allgemeine Mitteilung über eine gute Leistung dar."
Wichtig ist eine solche Anerkennung natürlich

Illustrationen: Paul Klimpke

auch und besonders für den belobigten Genossen selbst. „Soldat Gerhard Backhaus", so erzählte mir Oberleutnant Franke, „erhielt sogar Besuch von seinen Kollegen aus dem Betrieb Industriebau Bernburg. Die Betriebszeitung in der unser Belobigungsbrief abgedruckt war, hatten sie mit. Sie unterhielten sich auch mit dem Zugführer. Genosse Backhaus erhielt dadurch regelrecht Auftrieb. Er war schon vorher ein guter Soldat, jetzt wurde er sogar ‚Bester' des Zuges."

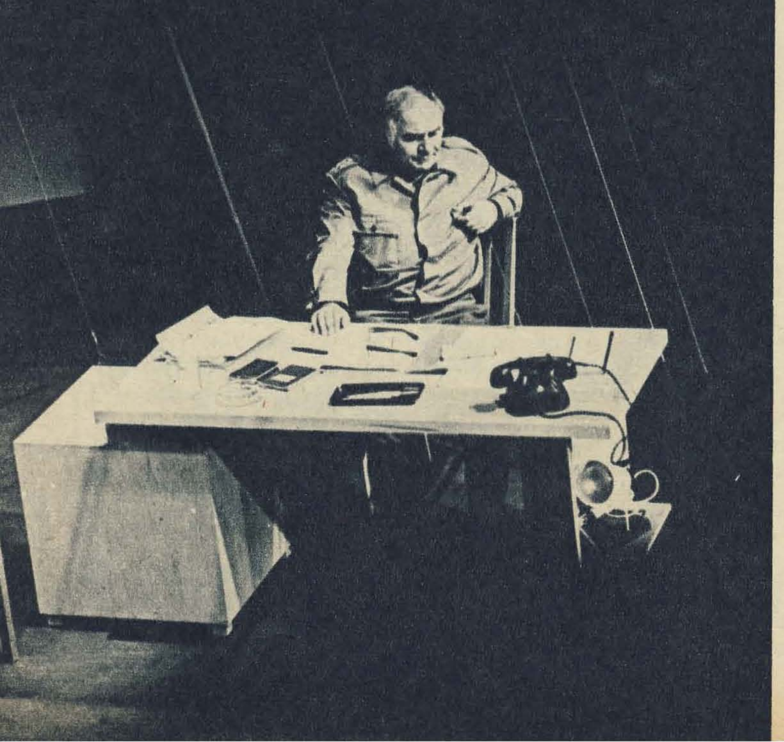
Soldaten mit einem Brief an den Betrieb zu belobigen, weidlich aus. 48 Briefe schrieb er innerhalb von vier Monaten. „Früher lockte eine solche Belobigung bei den Soldaten meist nur ein müdes Lächeln hervor, heute freuen sie sich echt darüber." Weil die richtige Form gefunden wurde, meine ich: Beim Kompanieappell werden die Belobigungsbriefe verlesen. Die Antwort (und eventuelle Prämie) des Betriebes gelangen dabei gleichfalls an die richtige Adresse.
Soldat Gerd Agthe wurde derart belobigt. Der Betrieb bedankte sich und lud ihn sowie Hauptmann Sasse nebst Gattin ein.
Lothar Richter ist ein vorbildlicher Soldat. „Initiativreich, bescheiden, korrekt," schildert ihn der Kompaniechef. Durch einen Brief erfuhr das auch seine bisherige Arbeitsstelle, das VEG Saatzucht und Zierpflanzen Erfurt, Betriebsteil Perleberg. Und das ist die Antwort von dort: „Genosse Richter wird von uns als bester

Es soll gewiß keine billige Armee-Retourkutsche auf die berechtigte Kritik der Bleicheroder Genossen sein, wenn ich hier nicht verschweige, daß es nicht immer am Pol NVA liegt, daß es Kontaktschwierigkeiten gibt. Leutnant Eckhard Weile, FDJ-Sekretär im Truppenteil Ulrich schrieb an neunzehn Betriebe, ob sie nicht in irgendeiner Form Anteil nehmen wollten an der vorgesehenen Auszeichnung ihrer Soldaten. Nur sechs wollten. Die übrigen schwiegen sich vornehm aus. Es ist das nur eine Bestätigung meiner Feststellung aus der Elektrizitätslehre am Anfang dieses Beitrages: Beide Pole müssen funktionieren, soll Energie wirksam werden.
Ich glaube bestimmt, Harry Schröter und Eduard Weber aus Bleicherode und auch Leutnant Weile werden sich nicht abklemmen lassen, von ihnen wird weiter Kontaktenergie ausgehen. Und vielleicht hat's bei einigen anderen inzwischen auch gefunkt.

Oberstleutnant Günther Wirth



Oberst Ognjanow, Fliegeroffizier der Bulgarischen Volksarmee, ist auf den Besuch vorbereitet, aber er macht meinetwegen keine besonderen Umstände. Er sitzt an seinem Schreibtisch, hat das Uniformhemd abgestreift und kehrt die linke Schulter einem Infrarotstrahler zu. Seine ersten Worte sind mehr eine Erklärung als eine Entschuldigung.
„Ich leide an Neuralgie", sagt er. „Es scheint kein Mittel gegen diese Krankheit zu geben!" Aber dann räumt er den Strahler doch vom Tisch. Offensichtlich hilft auch das Rotlicht nicht.
„Interessiert Sie mein Alltag? Ich erlaube mir zu präzisieren: Der Tagesablauf eines Stellvertreters des Kommandeurs für politische Arbeit!"
Er nimmt seine Brille und blättert im Kalender: „Heute habe ich etwa zehn Dinge zu erledigen. Einige davon werden Sie vielleicht interessieren. Die meiste Zeit bin ich wohl mit dem Offiziersehrengericht beschäftigt. Die Sitzung wird heute abend stattfinden, und Sie können dabei sein."
„Ehrengericht" — Oberst Ognjanow hat selber das Stichwort gegeben. Dieses Ehrengerichts wegen bin ich gekommen. Über die Aufgaben von Ehrengerichten, wie sie es in der Bulgarischen Volksarmee gibt, hatte ich mich zuvor erkundigen können. Diese Gerichte haben keinen Richter oder Staatsanwalt, sondern bestehen aus ranggleichen oder ranghöheren Offizieren, die gemeinsam mit demjenigen, der gegen eine Vorschrift oder Moralnormen und damit gegen die Ehre der Armee verstoßen hat, ein gerechtes Urteil suchen. Der Oberst Ognjanow ist mir auf Anhieb sympathisch. Etwa 50 Jahre alt, untersetzt, volles Gesicht. Sein Nervenleiden — so erfahre ich später — hat er sich in einem faschistischen Gefängnis zugezogen; und aus den Bemerkungen anderer Genossen kann ich schließen, daß er bis vor ein paar Jahren, solange er fliegen durfte, ein ausgezeichneter Flieger gewesen ist. Seine Haltung, seine Auffassungen über Moral und Disziplin, scheinen mir ohne Tadel. Leutnant Alexandrow — das ist der Name des jungen Fliegers, über dessen Disziplinverstoß das Ehrengericht am Abend verhandeln soll — wird in Oberst Ognjanow keinen kompromißlerischen Vorsitzenden finden.
„Wir sind bei der Armee — hier geht es nicht ohne strenge Anordnungen und noch weniger — ohne Prinzipien. Wenn wir heute bei Alexandrow etwas entschuldigen — und dafür gibt es überhaupt keinen Grund — wird sich morgen ein anderer verleiten lassen!"
Im weiteren Tagesablauf des Politstellvertreters geht es zunächst nur mittelbar um das Ehrengericht. Statt der vorgemerkten Aufgaben kommen andere, unvorhergesehene, auf ihn zu. Eine dieser Aufgaben,eine nebensächliche, wie es aussieht, ist ihm ausgesprochen unangenehm. Als seine Frau ihn deswegen anruft, reagiert er gereizt. Aus seinen Antworten kann ich entnehmen, daß die Angelegenheit seine Tochter betrifft. Er läßt sich mit der Miliz verbinden, aber bevor noch ein Gespräch zustandekommt, macht er mir gegenüber seinem Herzen Luft:
„Diese Privatgeschichtenl Übrigens hat es gar keinen Sinn, es zu verheimlichen... Meine Tochter ist gestern abend nicht nach Hause gekommen. Ja, sie hat uns verlassen..: Ich nehme an, sie hat es getan, weil ich ihr verboten habe, diese Miniröcke zu tragen . . . Ein sechzehnjähriges Mädchen! Und geht so!..." Seine Geste deutet eine Linie weit überm Knie an. „Und was sagen Sie zu ihren Bärten, ihren Haaren, ihren Cowboyhosen mit Flicken? Was





EHRENGERICHT

sagen Sie zu ihrem rüpelhaften Benehmen?"
Oberst Ognjanow erwartet gar keine Antwort. Er ist dagegen, daß wegen seiner Tochter die Miliz womöglich des ganzen Landes bemüht wird. Er nimmt die Vorwürfe seiner Frau in Kauf, die sich um die Tochter offenbar sehr sorgt.
„Mir sind alle die zuwider, die ständig von ihrem Privatleben reden!" Etwa mit diesem Satz schiebt er die Angelegenheit beiseite.
Ich habe leider nicht die Möglichkeit, in die Akte Alexandrow Einsicht zu nehmen; also kann ich mir erst im Ergebnis einiger Gespräche ein eigenes Bild über den Fall machen.
Leutnant Alexandrow, darüber sind sich alle einig, ist ein Fliegertalent. Vor kurzem erst hatte er mit einem wagemutigen Flugmanöver das festgeklemmte Fahrwerk seiner Maschine gelöst! Er war nicht, wie verlangt, ausgestiegen, sondern hatte die Maschine wohlbehalten gelandet.
Der aktuelle Fall Alexandrow ist komplizierter: Er ist eigenmächtig eine Kunstflugfigur geflogen! Und das Problem wird dadurch noch komplizierter, daß Leutnant Alexandrow dem Ehrengericht keine schriftliche Erklärung oder Selbstkritik, sondern nur ein leeres Stück Papier eingereicht hat. Kein einziges Wort, nur die Unterschrift: „Alexandrow!"
Die Aussagen der Offiziere, die Oberst Ognjanow zu sich bestellt hat, klingen plausibel und streng zur Sache gesprochen. Einen Aufschluß über die Hintergründe des Disziplinverstoßes geben sie nicht. Der Oberst wird ungeduldig. „Hören Sie mal", sagt er zu einem der Offiziere, „Sie stellen fest, daß Alexandrow das vorgeschriebene Regime strikt eingehalten hat: Er schlief in der Kaserne, hat keinen Alkohol genossen, war bei der medizinischen Untersuchung völlig gesund. Bis hierher ist alles normal... Aber nur in Romanen geschehen die Dinge ‚plötzlich'. Im Leben hat jede Handlung ihre Logik, ihre Ursachen!"
Auf diesen Einwurf kommt eine Erklärung, die mich stutzig macht: „Riesige Überheblichkeit... Er hat keine Achtung gegenüber seinen Vorgesetzten, beispielsweise vor mir. Fakten habe ich keine. Es ist eher gefühlsmäßig!..."
Auf Gefühle — ob vorgetäuschte oder echte — gibt Oberst Ognjanow gar nichts, ich hatte auch nichts anderes erwartet. Ich selber mag auch nicht allein nach Sympathie oder Antipathie urteilen. Aber dahinter könnten andere Gefühle verborgen sein: Ehrgeiz — Rivalität — Neid! Darf ein Vorgesetzter einfach so tun, als ob Soldaten davor gefeit sind? Als ob das strenge Reglement einer Fliegereinheit Gefühle von vornherein ausschaltet? Daß „nicht sein kann, was nicht sein darf", wie es im satirischen Morgenstern-Reim heißt?
Noch etwas fällt mir während der Gespräche über das bevorstehende Ehrengericht auf: Da sich Oberst Ognjanow Leutnant Alexandrows Verfehlung nicht erklären kann, sucht er ihre Ursache in dessen — Jugend! Das wäre nicht weiter schlimm; väterliche Weisheit, ob Strenge oder Güte, ist auch im Sozialismus vonnöten — nur, Oberst Ognjanows Verhältnis zur eigenen Tochter ist nicht das beste! Und Alexandrow könnte sein Sohn sein!
Er kommt diesem Gedanken sehr nahe, als er mich an Ikarus und dessen Vater Dädalus erinnert, die, der Sage nach, fliegend von der Insel Kreta flohen. „Als die Flügel fertig waren, sprach Dädalus zu seinem Sohn Ikarus: ‚Sei vorsichtig während des Fluges! Fliege nicht zu tief, damit dich die Wogen des Meeres nicht benetzen! Fliege nicht in Richtung der Sonne: Durch die Wärme kann das Wachs schmelzen und die Federn können sich lösen. Fliege hinter mir her und bleibe nicht zurück!' Ikarus aber vergaß die Mahnung des Vaters. Hingerissen vom Glanz der Sonne flog er immer höher und höher, dorthin, wo bisher noch kein Mensch gewesen war. Die große Hitze brachte das Wachs zum Schmelzen, die Federn lösten sich, und der Jüngling stürzte kopfüber in die Tiefe des Meeres... Viele sehen in dieser Legende das Verlangen der Menschen, die Lüfte zu erobern. Ich persönlich lege sie anders aus. Kommt nicht Ikarus deshalb um, weil er die Ermahnungen des Vaters außer acht ließ? Ist es nicht tragisch, daß die Jugend bestrebt ist, über die Stränge zu

schlagen?..."
Ich höre mir Oberst Ognjanows Deutung der Ikarus-Sage an, und mein erster Eindruck bestätigt sich: In diesem Vorsitzenden des Ehrengerichts wird Leutnant Alexandrow keinen kompromißlerischen Richter finden!
Wenig später lerne ich den Politstellvertreter von einer Seite kennen, die ich diesem strengen Soldaten-Vater nicht zugetraut hätte. Aber diese Überraschung ist nichts anderes als mein eigener Irrtum — nein, ich möchte sagen: allgemeiner



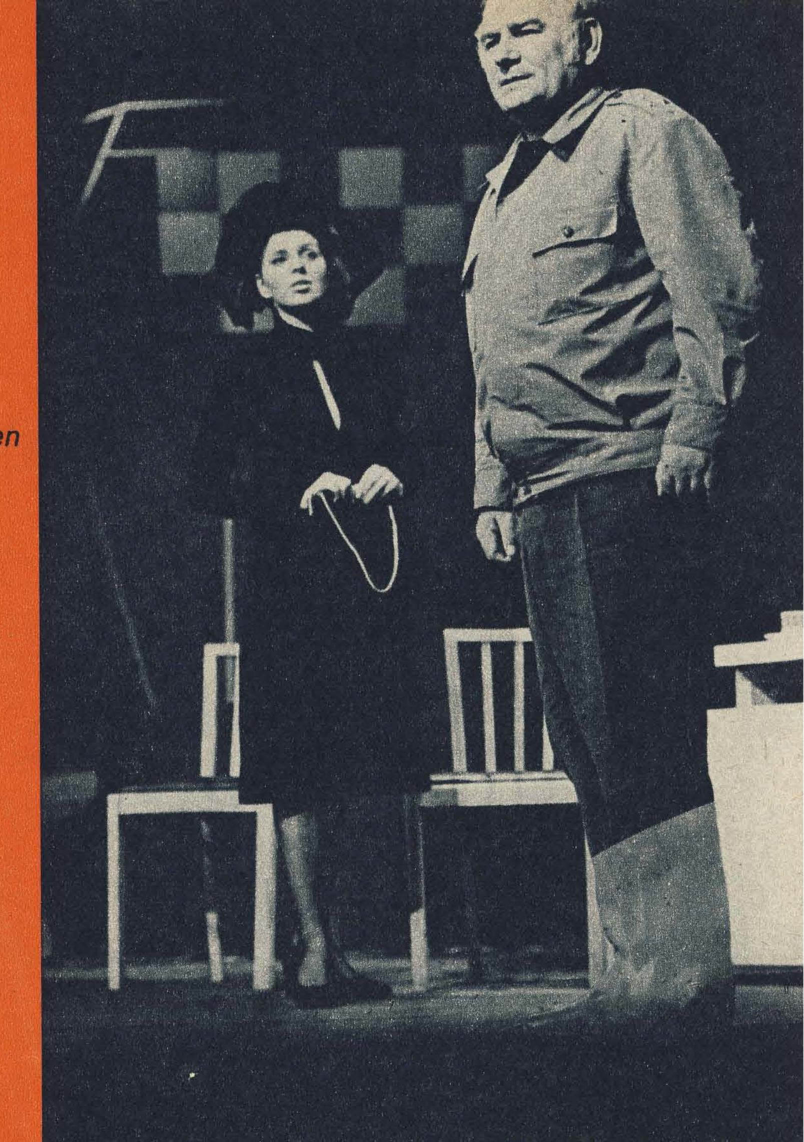
Irrtum. Sind wir nicht gewöhnt, im Vorgesetzten immer nur das hohe Vorbild zu sehen? Erwarten wir nicht von ihm nur klare Befehle, eindeutige Entscheidungen? Fragen wir eigentlich danach, wie er mit Schwankungen und Zweifeln fertig wird, daß auch er seine Entscheidungen, die richtig sein sollen!, erst finden muß?
Ich möchte Oberst Ognjanow nicht entschuldigen, das steht mir auch gar nicht zu, aber ich möchte ebensowenig, daß auch nur ein Leser voreilig falsche Schlüsse zieht!
Denn ich werde Zeuge eines Damenbesuchs im Zimmer des Politstellvertreters! Sie ist die Witwe eines Fliegeroffiziers, der auf tragische Weise ums Leben kam. Sie war Ognjanow schon verbunden, bevor er — vor fast zwanzig Jahren — eine andere heiratete. Sie erinnert ihn daran, und sie läßt ihn — das spürt auch ein Fremder! — noch immer nicht kalt. Bevor sie geht, übergibt sie ihm ihren Wohnungsschlüssel. Und nachdem sie gegangen ist, zeigt sich Oberst Ognjanow viel aufgeräumter als zuvor. Er telefoniert mit seiner Frau: „...heute nacht muß ich in einen anderen Abschnitt gehen. Wenn es spät werden sollte, werde ich dort übernachten..."
An dieser Stelle, lieber Leser, möchte ich Sie bitten, eine ganz große Pause zu machen. Denn ich muß jetzt die Wahrheit bekennen: Ich habe nicht von einer Begegnung berichtet, die sich allein zwischen Oberst Ognjanow und mir, einem Reporter, zugetragen hat. Ich berichte, bereits von der ersten Zeile an, von einem Theaterereignis — von der DDR-Erstaufführung des Schauspiels „Ehrengericht" des bulgarischen Autors Rangel Ignatow, die im September vergangenen Jahres in Leipzig Premiere hatte. Wie sonst könnte man Zeuge (auch intimer) Gespräche eines Politstellvertreters werden, wenn nicht im Theater?
Wenn Sie meinen Zeilen trotzdem wie einem Tatsachenbericht gefolgt sind, so liegt das zweifellos an der Lebensechtheit dieses Theaterstücks. Das ist auch kein Wunder, denn der Autor, Rangel Ignatow, ist selber Offizier, Angehöriger der Bulgarischen Volksarmee, und außerdem der Direktor des „Theaters der Armee" in Sofia.
Das Theaterstück hat aber noch einen anderen Vorzug. Es zeigt nicht nur die äußere Handlung, den „Tagesablauf eines Stellvertreters des Kommandeurs für politische Arbeit", wie ich ihn geschildert habe. Es demonstriert auch die Herkunft des Helden, es versinnbildlicht dessen Gedanken und Sorgen, dessen Suchen und dessen Zweifel bei der gerechten Einschätzung des „Falles Alexandrow". Es zeigt einen

würdigen Repräsentanten der älteren Generation, dem der Zugang zu den Interessen und Gefühlen der jüngeren nicht leicht fällt, der sich aber nichts schenkt und der am Ende den richtigen „väterlichen" Spruch fällen kann. Es zeigt den ganzen Menschen Ognjanow.
Für den Zuschauer bereitet dieses Theaterereignis Vergnügen im Mitdenken. Er muß unterscheiden können zwischen der augenblicklichen realen Handlung, wie sie im ersten Abschnitt dieses Berichts skizziert ist, und den Erinnerungen und Gedanken des



Helden, die ebenfalls auf der Bühne dargestellt werden.
Noch einige Worte zum Ausgang des Theaterstücks: Oberst Ognjanow und mit ihm der Zuschauer erkennt, daß die sträflichen Eskapaden des Leutnant Alexandrow nichts anderes waren als ein ungeeigneter Protest gegen die Routine und die Selbstgefälligkeit einiger älterer Flieger, die in Alexandrow und in dessen Talent ihren bisherigen Ruhm bedroht sahen. Und der Zuschauer lernt im weiteren Verlauf des Stückes in Oberst Ognjanow einen Vorgesetzten schätzen, dessen Herz — gegen viele anfängliche Vorurteile — sich der Jugend öffnet, der einen neuen Zugang zu seiner Tochter findet, der persönliche Schwankungen überwindet, der nicht „in einem anderen Abschnitt" übernachten wird, der sich trotzdem selber treu bleibt,

Oberst Ognjanow (Günter Grabbert) hat zu entscheiden, einmal in persönlicher Hinsicht, in bezug auf seine Familie und zum anderen in seiner Eigenschaft als Politstellvertreter, in der Frage der Berufung zum Richter. Beide Entscheidungen haben etwas Gemeinsames: der Kampf um zwei junge Menschen, um die Tochter Wesela (Ellen Rappus) und um den jungen Flugzeugführer Alexandrow (Walter Jäckel). Ognjanow kämpft nicht um sie, sondern kämpft mit ihnen. Am Ende merkt er, daß er gar nicht um sie kämpfen muß, da diese jungen Menschen seine Verbündeten sind. Denn weder die jüngere noch die ältere Generation kann ihren Weg allein gehen... Was Ognjanow zum positiven Maßstab werden läßt, ist die Fähigkeit, den eigenen Schwächen nicht nachzugeben.



wenn er während der Verhandlung des Ehrengerichts die Ikarus-Sage ganz anders auslegt:
„Es ist wahr, daß Ikarus sein Leben verliert, weil er den Ratschlag seines Vaters nicht befolgt hat... Aber wenn Ikarus nicht dieses Verlangen in sich spürte, der Sonne entgegenzufliegen, wenn es nicht das ewige Verlangen der Jugend gäbe, die Welt zu entdecken, wenn es ihre Unzufriedenheit, ihre Bereitschaft zum Risiko, ihre große Unvernunft nicht gäbe, — wie würden wir dann gegen Routine ankämpfen, wie gäbe es dann überhaupt Entdeckergeist, wie würde sich dann die Welt überhaupt weiterentwickeln, wer würde dann die Flamme der Revolution entfachen, wie könnte dann der Mensch nach immer Besserem, nach der Wahrheit, nach Vollkommenheit streben?..."

Roland Römer

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. scharfe Kante, 5. Abteilung, Fach, Gebiet, 9. Kartenspiel, 12. Seestreitkräfte eines Staates, 13. Teil einer Funkanlage, 14. Landschaft am Oberlauf der Donau, 15. Zahnfäule, 17. grüner Edelstein, 18. Fähigkeit, Begabung, 21. hoher militärischer Dienstgrad, 24. Fels, Schiefer, 26. mittelalterliche Verteidigungsanlage, 28. Lotterieanteil, 30. schmales Holz, 33. Teil der Getreidepflanze (Mehrzahl), 36. Großgemeinde in der niederländischen Provinz Gelderland, 37. europäische Hauptstadt, 38. männlicher Vorname, 40. höchste Erhebung des Böhmerwaldes, 42. Dichter der Aufklärungsperiode (1719—1803), 45. Stacheltier, 47. weiblicher Vorname, 48. germanischer Wurfspieß, 50. Verordnung, 52. Einfuhr von Waren, 55. europäischer Inselbewohner, 56. Fluß in Nordengland, 58. Getränk, 60. Betäubung, 64. Bildgeschichtengestalt bei Wilhelm Busch, 67. europäische Hauptstadt, 68. Gattung gelbblühender Korbblütler, 69. Nebenfluß der Donau, 70. Geschirrteil, 71. Himmelsrichtung, 72. Bezeichnung für Milz, 73. Insel im Europäischen Nordmeer, 74. Schriftsteller der DDR.

Senkrecht: 1. Besteckteil, 2. italienischer Geigenbauer, 3. Masse der Verpackung einer Ware, 4. Sprengladung in Metall-, Plast-, Glas- oder Betongehäuse, 5. Schaumwein, 6. Stadt in der Schweiz, 7. Rauchfang, 8. Maß für Sportgeräte, 9. Nebenfluß des Amur, 10. Teil des Vogelfußes, 11. leichter Pferdezaum, 16. landwirtschaftliches Gerät, 19. vom Wind abgekehrte Seite eines Schiffes, 20. Bezirkshauptstadt in Jugoslawien, 22. einfältiger Mensch, 23. germanisches Schriftzeichen, 25. fortschrittlicher deutscher Komponist (1898—1962), 26. alter türkischer Titel, 27. Theaterplatz, 29. dänische Amtsstadt, 30. Gerät zum Messen der Schiffsgeschwindigkeit, 31. rumänischer Maler und Karikaturist, 32. Hafenstadt in der Republik Ghana, 34. Pflanzenteil, 35. Fluß in Spanien, 39. Nebenfluß der Seine, 41. Tip, Hinweis, 43. ungefüllt, 44. Gestalt aus Wallenstein, 46. Gefrorenes, 48. Gattung der Finkenvögel, 49. weiblicher Vorname, 51. altes forstliches Raummaß, 53. nordamerikanischer Schriftsteller (1809—1849), 54. Wendekommando, 57. Heidepflanze, 58. Scheunenboden, 59. Schwermetall, 61. Stadt in Südwestfrankreich, 62. Baumaterial, 63. indisches Frauengewand, 64. Armteil, 65. Feldbahnwagen, 66. Untiefe, Strudel.

Auflösung aus Nr. 12

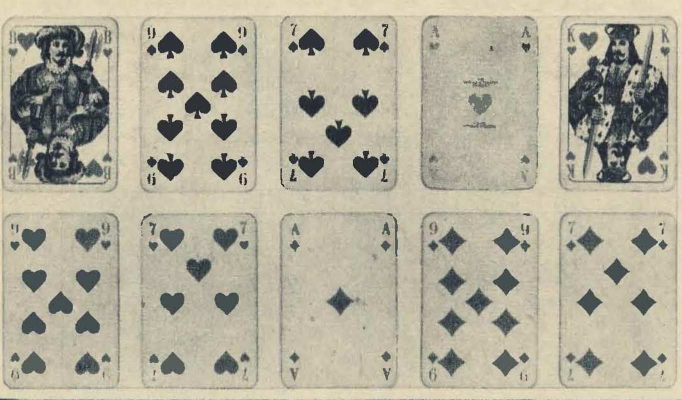
KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 2. Gefechtsstand, 9. Tank, 12. Sieg, 13. Oper, 14. Rate, 16. Last, 19. Gig, 21. Elan, 22. Amara, 24. Este, 25. Terek, 27. Trog, 28. Anna, 30. Assel, 33. Ale, 35. Note, 37. Rio, 38. Lava, 40. Glas, 43. Tanne, 45. leer, 48. Isar, 49. Anita, 51. Rain, 52 Lima, 53. Nis, 55. Seim, 58. der, 59. Tenos, 62. Eros, 64 Tran, 66. Erlen, 69. Lake, 71. Lotte, 74. NATO, 76. All, 77. Reni, 78. Mine, 79. Aden, 80. Nest, 81. Ehre, 82. Geschoßwerfer. **Senkrecht:** 1. Ossa, 2. Gera, 3. Egart, 4. Ede, 5. Hals, 6. Set, 7. Alge, 8. Doge, 9. Tee, 10. Aries, 11. Kanal, 15. Tara, 17. Ate, 18. Senn, 20. Ire, 23. Melasse, 24. Egeln, 25. Tatar, 26. Kai, 29. Not, 31. Soll, 32. Element, 33. Ali, 34. Eva, 36. Ana, 37. Ren, 39. Arno, 40. Ges, 41. Als, 42. Steen, 44. Niete, 46. Eid, 47. rar, 50. Air, 54. Ise, 56. Mole, 57. Kali, 59. Tenne, 60. Notar, 61. Ill, 63. San, 65. Nonne, 67. Rang, 68. Elis, 70. Kiew, 72. Teer, 73. Ente, 75. Ode, 77. Reh, 78. Mir.





Der in Vorhand sitzende Spieler will mit dem abgebildeten Blatt Herz spielen und bekommt das Spiel mit 24, findet aber im Skat Kreuz Bube und Pik As, so daß er einen Grand spielen muß. Welche Karten drückt der Spieler, wie muß das Blatt bei den Mitspielern verteilt sein, und wie kann das Spiel verlaufen, damit der Grand knapp gewonnen wird? (Pik Bube und Karo Bube sitzen in einer Hand)





PREISAUFGABE (1)

Unteroffizier Müller muß mit seiner Gruppe einen Fluß überwinden. Von einer Brücke ist weit und breit nichts zu sehen. Da entdeckt Soldat Kluge einen Kahn. Der Gruppenführer befiehlt: „Übersetzstelle sichern, Stromgeschwindigkeit feststellen, Flußbreite messen!" Nach einer Weile wird gemeldet: 0,8 m/s Stromgeschwindigkeit, 55 m Flußbreite. Er selbst hat inzwischen die Tragkraft des Kahns berechnet und befiehlt vier Soldaten überzusetzen.

FRAGE 1: Auf welche Weise mißt der Soldat die Stromgeschwindigkeit?

FRAGE 2: Mit welchen Behelfsmitteln kann der Soldat die Flußbreite messen? (ein Beispiel)

FRAGE 3: Nach welcher einfachen Formel berechnet der Gruppenführer die Tragkraft des Kahns?

FRAGE 4: Mit wieviel Kilopond muß der Gruppenführer je Soldat mit voller Ausrüstung rechnen?

Senden Sie Ihre Lösungen unter dem Kennwort „Preisaufgabe Nr. 1" an

Redaktion „Armee-Rundschau"
1055 Berlin, Postfach 46 130.

Einsendeschluß: 31. 1. 1974

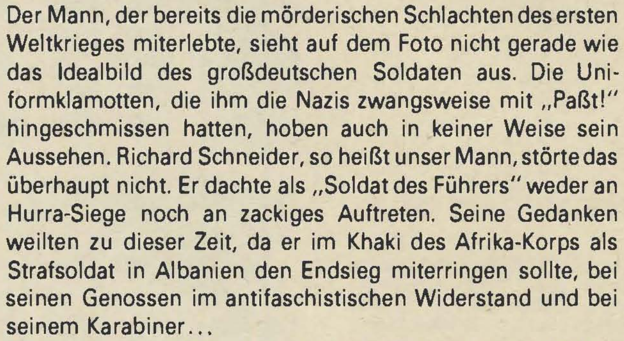
Aus den richtigen Einsendungen ermitteln wir durch Losentscheid den 1. Preis mit 50,— M, den 2. Preis mit 30,— M und den 3. Preis mit 20,— M.

1		2	3	4	5		6	7	8	9
	■					■	11			
12	13			■	14	15				
16				17			■	18		
19		■	20				■	21		
22		23	■	24		■	25			
26			■	27		28			■	
29			30		■		■	31	32	
	■	33			■	34		■	35	
36	37			■	38		■	39		
■	40				■	41				

Die Buchstaben in den stark umrandeten Feldern ergeben — richtig geordnet — das Lösungswort, das in unserem Heft eine besondere Rolle spielt.

Waagerecht: 1. Sportart, 10. Vegetationsinsel, 11. Warenzeichen, 12. Kopfschutz, 14. Militärangehöriger, 16. Wassersportler, 18. weibl. Vorname, 19. Eisenbahngesellschaft, 20. franz. Stadt, 21. Literaturzeitschrift, 22. Masseteilchen, 24. milit. Verhaltensregeln, 25. westeurop. Fluß, 26. griech. Vorsilbe, 27. altröm. Unterfeldherr, 29. Berliner Original, 31. weibl. Vorname, 33. Personalpronomen, 34. Neckerei, 35. lat.: zu, 36. Sportidol, 38. Spielkarte, 39. Verschlußteil, 40. engl.: hören, 41. afrikan. Land.

Senkrecht: 1. nationale Pflicht, 2. Bezahlung, 3. Sperma, 4. Motorradtyp, 5. Verfügungstruppe, 6. Drehpunkt, 7. Koordinate, 8. afrikan. Land, 9. vollständiger Verlust, 13. Erdteil, 15. Lage, 17. Wintersportler, 23. Hauptstadt Assyriens, 25. ital.: aber, 28. Ehrenbezeigung, 30. weibl. Vorname, 32. lat.: Gefäß, 37. Verlegenheitslaut, 39. leer, verlassen.



Karabiner 5962

Der Mann, der bereits die mörderischen Schlachten des ersten Weltkrieges miterlebte, sieht auf dem Foto nicht gerade wie das Idealbild des großdeutschen Soldaten aus. Die Uniformklamotten, die ihm die Nazis zwangsweise mit „Paßt!" hingeschmissen hatten, hoben auch in keiner Weise sein Aussehen. Richard Schneider, so heißt unser Mann, störte das überhaupt nicht. Er dachte als „Soldat des Führers" weder an Hurra-Siege noch an zackiges Auftreten. Seine Gedanken weilten zu dieser Zeit, da er im Khaki des Afrika-Korps als Strafsoldat in Albanien den Endsieg miterringen sollte, bei seinen Genossen im antifaschistischen Widerstand und bei seinem Karabiner...



Es ist ein alter K 98, der sich technisch nicht von Waffen gleichen Typs unterscheidet. Das Besondere ist seine Geschichte, die eng mit Richard Schneiders Leben zusammenhängt.

Im Herbst 1918 bildeten sich überall in Deutschland Arbeiter- und Soldatenräte. Revolutionäre Forderungen wurden erhoben. In dieser Situation behielt der Soldat Hugo Klemm aus Bernstadt in der Lausitz seine Waffe, den Karabiner 98 mit der Nummer 5962. Wußte er, daß eine Revolution nur dann etwas wert ist, wenn sie sich zu verteidigen versteht?

Die weitere politische Entwicklung des damals 36jährigen — er wurde einer der Gründer der KPD-Ortsgruppen Bernstadt — läßt darauf schließen, daß sich der Maurer Hugo Klemm schon 1918 klar darüber war, die Forderungen der revolutionären Arbeiter, Soldaten und Matrosen gegebenenfalls mit der Waffe durchzusetzen. Die Ereignisse der revolutionären Nachkriegskrise bestärkten ihn in der Auffassung, daß das Proletariat zum Schutze seiner Errungenschaften bewaffnet sein muß.

Deshalb war es für ihn wie für viele klassenbewußte Arbeiter selbstverständlich, den Aufforderungen nach Abgabe der Waffen nicht nachzukommen.

1923 wurde in Bernstadt eine proletarische Hundertschaft gebildet. Ehemalige Mitglieder berichten: „Die Hundertschaftsleitung lag in den Händen von Genossen der KPD. Hugo Klemm war mit dabei. Hervorzuheben ist die gute Kampfmoral, die in unserer Hundertschaft herrschte."

Hugo Klemm wurde schwer krank. Am 4. Mai 1932 starb er. Rechtzeitig hatte er den Karabiner in gute Hände gegeben. Zu Richard Schneider, dessen Lebensstationen Lehre, Militärdienst, Weltkrieg und Gerichtsordonnanz waren. Er sym-



Genossen der KPD-Ortsgruppe Bernstadt im Kreise von RFB-Kämpfern anläßlich der 1. Maifeier 1928. Unter ihnen Hugo Klemm (2. v. l., stehend) und Richard Schneider (3. v. r., stehend).

pathisierte mit der SPD, trat der USPD bei, war ab 1925 Vorsitzender der KPD-Ortsgruppe Bernstadt, kommunistischer Stadtverordneter und Leiter der Ortsgruppe des Roten Frontkämpferbundes.

Anfang Mai 1934 wurde Richard Schneider verhaftet, im Löbauer „Braunen Haus" verhört und in das Schutzhaftlager Hainewalde eingeliefert. Nach seiner Entlassung setzte er die illegale politische Tätigkeit fort. Der Verhaftungswelle der Gestapo 1935 fiel er wiederum zum Opfer. Drei Jahre Zuchthaus, fünf Jahre Ehrverlust und Aberkennung der „Wehrwürdigkeit", so lautete das Urteil im Prozeß „Schneider und Genossen". Später holten sie ihn, damit er seine „Schuld" vor dem Feind wieder gut machen könne, in die Strafdivision 999. Bei erster bester Gelegenheit ging Richard mit acht seiner Kameraden über die Linien in englische Gefangenschaft.

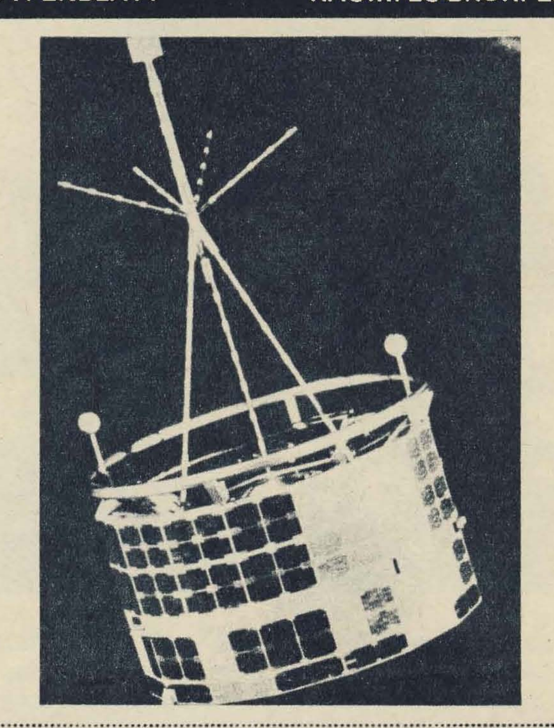
Zwei Jahre nach der Zerschlagung des Faschismus kam er nach Hause. „Ein neuer Abschnitt in meinem Leben begann", sagte er zu seiner Heimkehr. „Stolz und ungebrochen gingen wir an die Verwirklichung dessen, wofür wir 20 Jahre und länger gekämpft haben".

Der Karabiner lag noch in seinem Versteck. Als wertvoller, eng mit dem Kampf zweier Kommunisten verbundener und deshalb besonders aussagekräftiger Sachzeuge verkörpert die Waffe mit der Inventarnummer Ba 3354 des Armeemuseums heute ein Stück Geschichte des Kampfes der revolutionären deutschen Arbeiterklasse.

Christian Hermann

AR 1/74 TYPENBLATT RAUMFLUGKÖRPER

Heos (ESRO)



Technische Daten:

Verwendung	Forschungssatellit
Körperdurchmesser	1,3 m
Körperhöhe	0,9 m
Umlaufmasse	104 . . . 117 kg
Bahndaten (gerundete Werte)	
Bahnneigung	90°
Umlaufzeit	4 bis 5 Tage
Perigäum	400 . . . 425 km
Apogäum	225 000 . . . 240 000 km
erster Start	5. 12. 1968
bisher gestartet	2 (Stand: Nov. 73)

Aufgabe dieser von der westeuropäischen Raumfahrtorganisation in Auftrag gegebenen Erdsatelliten ist die Untersuchung des irdischen Magnetfeldes und dessen Veränderungen in den äußeren Bereichen der Magnetosphäre. Deshalb wurde die Bahn so stark elliptisch gewählt. Zusätzliche Aufgaben bestehen in der Untersuchung der Mikrometeoriten sowie der Teilchen des Sonnenwindes.

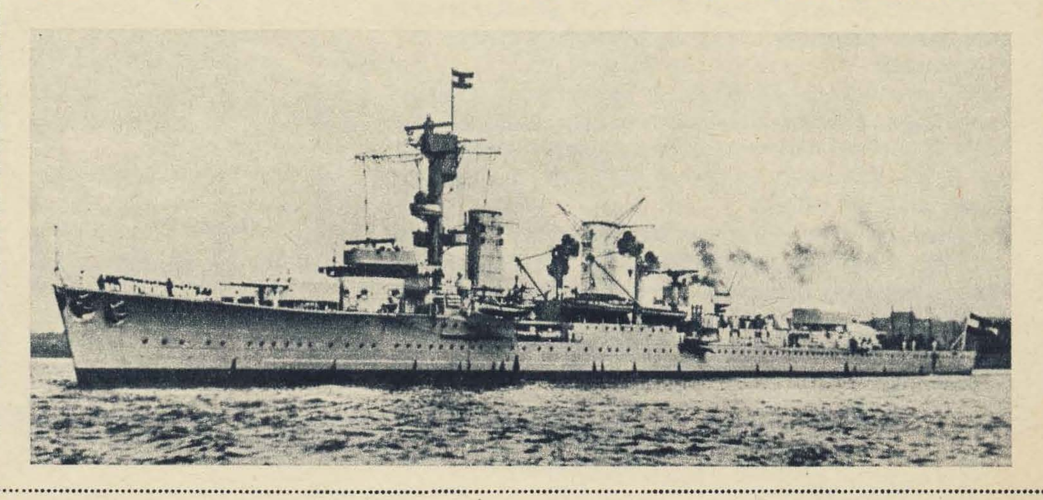
AR 1/74 TYPENBLATT KRIEGSSCHIFFE

Leichter Kreuzer „Karlsruhe" (Deutschland)

Taktisch-technische Daten:

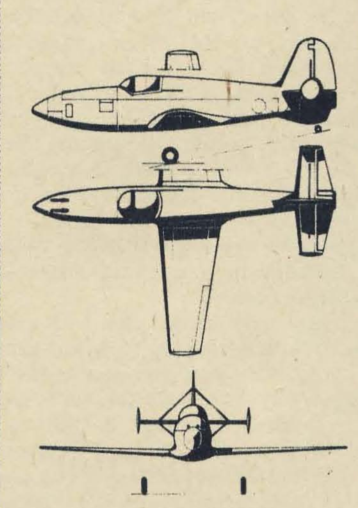
Wasserverdrängung	6000 ts
Länge	169 m
Breite	15,2 m
Tiefgang	5,4 m
Höchstgeschwindigkeit	32 kn
Fahrstrecke	9800 sm
Maschinenleistung	65000 PS
Bewaffnung	9 Geschütze 150 mm, 6 Geschütze 88 mm, 8 Flak 37 mm, 4 Flak 20 mm, 12 Torpedorohre 533 mm, 2 Bordflugzeuge

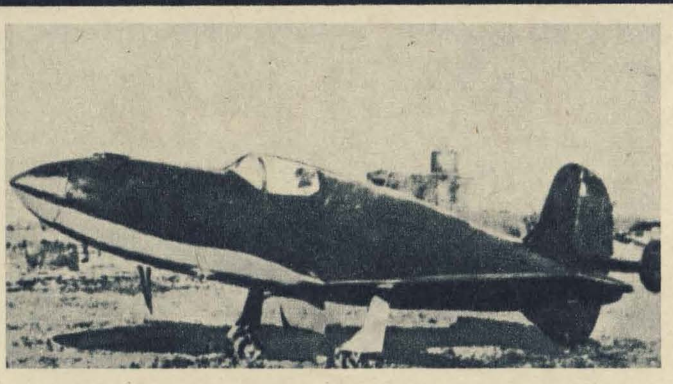
Die „Karlsruhe" lief 1927 für die Reichsmarine der Weimarer Republik vom Stapel. Im zweiten Weltkrieg wurde sie bei der faschistischen Okkupation Norwegens eingesetzt und dabei versenkt.



AR 1/74 TYPENBLATT FLUGZEUGE

Bolchowitinow BI — 1 (UdSSR)





Taktisch-technische Daten:

Spannweite	6,48 m
Länge	6,40 m
Höhe	2,06 m
Flügelfläche	7,00 m²
Startmasse	1683 kg
Höchstgeschwindigkeit	990 km/h
Steigleistung	6000 m/2 min
Triebwerk	Raketenmotor D-1-A, 1100 kp Schub
Brenndauer	60 s
Bewaffnung	2 MK 20 mm
Besatzung	1 Mann

Das als Objektschutzjäger entwickelte Raketenflugzeug startete 1941 zu seinem Erstflug. Zu dieser Zeit war es noch im Versuchsstadium. Mit zunehmender Veränderung der Kriegslage zugunsten der Sowjetunion waren Jagdflugzeuge großer Reichweite wichtiger. Da auch das Triebwerk noch unausgereift war, wurde die Weiterentwicklung eingestellt.

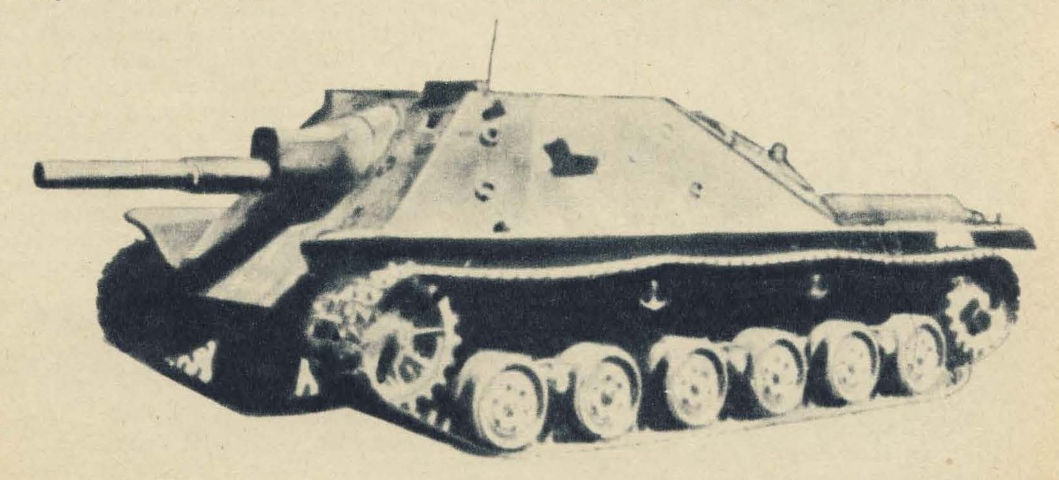
AR 1/74 TYPENBLATT ARTILLERIEWAFFEN

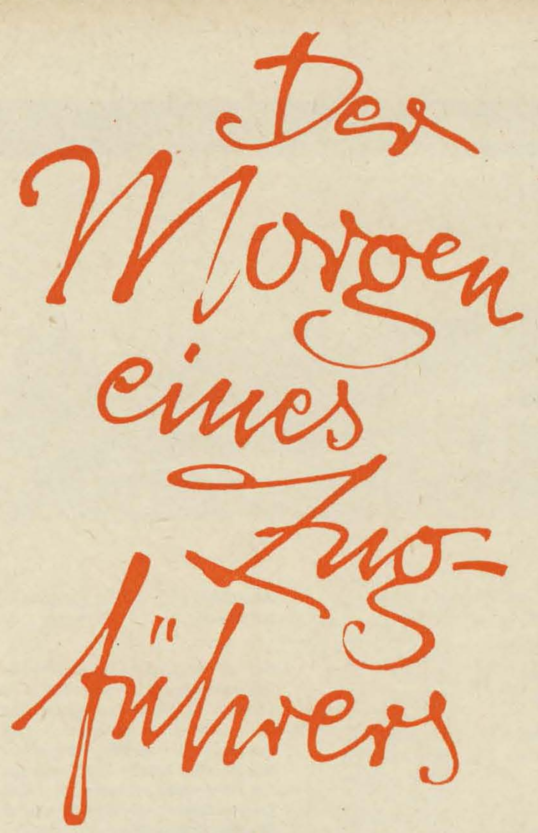
Sturmpanzer IKV 72 (Schweden)

Taktisch-technische Daten:

Masse	8 t
Länge ohne Rohr	4900 mm
Breite	2200 mm
Höhe	1600 mm
Höchstgeschwindigk.	53 km/h
Bodenfreiheit	330 mm
Überschreitfähigk.	1500 mm
Kletterfähigkeit	600 mm
Watfähigkeit	900 mm
Steigfähigkeit	30 %
Motor	1 SFA Otto, 150 PS Leistung
Bewaffnung	1 Kanone 75 mm
Besatzung	4 Mann

Der IKV ist ein älterer SFL-Typ, der in den schwedischen Landstreitkräften zur Infanterieunterstützung und Panzerbekämpfung eingesetzt wird. In seiner technischen Konzeption gleicht er den klassischen SFL der Sowjetarmee.





Der Morgen eines Zugführers

Erzählung
von Oberstleutnant
Walter Flegel

Mit dieser Erzählung
beteiligt sich der Autor
am Literatur-Wettbewerb
des Militärverlages der DDR
(siehe auch Seite 9)

Günter Riedel öffnet die Verandatür und steigt die acht Stufen hinunter in den Vorgarten des dunkelbraun gebeizten Holzhauses. Der Juni ist so heiß, daß seit Tagen sogar der Tau fast ausbleibt. Riedel geht nach hinten zur Regentonne. Ein großes Teerfaß, daß irgendein ehemaliger Bewohner des Hauses irgendwann unter der Dachrinne in den Sand gegraben hat. Über zwei Wochen lang schon füllt Riedel es jeden Abend. Bis zum Morgen erwärmt sich das Wasser und nimmt den Geruch des Kiefernwaldes an, der nur dreißig Meter hinter dem Hause beginnt, den Geruch des Sandes und des Heus, das in diesem Jahr strohgelb bei den Häusern aufgemietet steht. Die hartgewordenen Teertropfen an der Innenwand des Fasses glitzern wie geschliffene Steine. Tief atmet Riedel den Wasserduft ein. Ein Tropfen Entschädigung für den fehlenden See. Bis zum nächsten Gewässer, dem ungefähr dreißig Kilometer entfernten Haff, gibt es außer zwei bachigen Flüssen nicht eine Pfütze.

Riedel beugt sich über die Tonne und dem Wasser entgegen. Sein Gesicht kommt auf ihn zu. Schmal, mit knochigem Kinn, kräftiger Nase und starken Brauenbögen. Für Augenblicke sieht er alles ganz deutlich, das wirblige Stirnhaar, die großen Ohren, die Wimpern und die bernsteinfarbenen Splitter in der Iris. Je näher sein Gesicht der Wasseroberfläche kommt, um so stärker verzerrt sie es. Bis er seinen Kopf für Sekunden untertaucht und danach mit hohlen Händen sich Wasser über Brust und Rücken schöpft. Dann drückt er die Gießkanne in die Tonne. Die Siedlung schläft noch. Außer Riedels Frau und den anderen Müttern, die zu dieser Stunde ihre Säuglinge stillen. Außer den Posten und den Köchen in der Kaserne.

Riedel spürt den staubigen Wegrand zwischen den Zehen, lauscht dem Regengeräusch der Gießkanne und riecht die Rosen.

Schon immer steht Riedel gern früh auf und vor allen anderen. Weil der Tag dann ihm gehört. Weil Riedel ein paar Stunden älter ist als andere und um diese Stunden reicher und erfahrener. Weil Riedel wie jeder Mensch am Tage Zeit für sich selber braucht. Weil er weiß, je weniger einer davon hat, um so kürzer und leerer ist dessen Tag. Und Riedel weiß, daß man diese Zeit nicht findet wie einen Hühnergott zwischen Strandsteinen oder wie ein vierblättriges Kleeblatt. Die Zeit ist da und vergeht, unbeeinflußbar von Wunsch und Wille. Man muß aus ihr etwas machen.

Riedel weiß auch, daß jeder, der seine Arbeit ernst nimmt, keine Zeit mehr für sich findet, sobald er am Morgen die Kaserne betreten hat, weil er von dem Augenblick an nicht mehr sich selber gehört. Wenn einer diese Zeit verschläft oder sich nicht um sie bemüht oder sie ihm nicht ermöglicht wird, fehlt ihm etwas, das für ihn so wichtig sein kann, wie für die Rosen das Wasser.

Riedel erreicht die Treppe zur Veranda. Oben steht seine Frau, barfüßig, das Hemd bis zum Nabel hinunter aufgeknöpft. Sie ist voller geworden nach der Entbindung, stiller und gelöster. Es ist, als hätte sich irgend etwas an ihr geschlossen, vollendet. Sie steht in der Tür, summt leise vor sich hin und wiegt durch sanfte Bewegungen in den Hüften das drei Monate alte Kind, dessen Kopf zwischen ihrer Schulter und ihrem Kinn liegt. Riedel geht hinauf. Sie lehnt sich an ihn, ohne ihre Bewegung zu unterbrechen.

„Sie kriegt jetzt ein Gesicht", sagt er, „hast du schon gesehen?"

„Mädchen werden dem Vater ähnlich, heißt es."

„Sie wird dir ähnlich."

„Meinst du?"

„Legt euch wieder hin", sagt Riedel.

Sie nickt. „Vergiß die Rosen nicht. Und sei pünktlich. Es gibt Klöße."

⊚⊚⊚



Nur wenige betreten die Kaserne vor dem Wecken. Zu denen, die es regelmäßig tun, gehört Riedel. Er hat nur sein Notizbuch bei sich. Heute außerdem einen Strauß Rosen.

Zwischen der Kaserne und der Siedlung steht etwa zwanzig Meter Kiefernwald, durch den sich Trampelpfade schlängeln. Nur dem Kasernentor gegenüber, rechts und links vom Parkplatz, stehen zwei Häuser frei und näher an der Straße als alle anderen. Wie Beobachter, denn von ihnen aus ist viel Kasernenleben zu sehen und zu hören.

Das alles sieht Riedel fast jeden Tag. Und immer sieht er es anders, entdeckt er Neues, Farben, Blüten und jene oft winzigen Veränderungen, die sich von einem Tag zum anderen in der Natur ergeben. Aber dazu muß man früh aufstehen und neugierig sein. Neugierig auf alles, was der Tag bringt, auf jede Stunde, jeden Schritt, und vor allem auf die Menschen, mit denen man es zu tun hat, auf ihre Worte, ihre Gesten, ihre Gesichter.

Noch sind die Pfade zur Kaserne leer, und um die Häuser ist es still. So still wie in der Kaserne. Aber der diensthabende Offizier steht bereits auf der Treppe des Stabsgebäudes und schließt den Helmriemen. Er nickt, als Riedel vorbeigeht, grüßt und sagt: „Na, Genosse Rosenkavalier? Wieder Geburtstag bei einem Ihrer Leute?“

Riedel lächelt, winkt mit der Hand nach oben und erwidert: „Leute habe ich nicht, Genosse Hauptmann.“

„Ich weiß, ich weiß." Der Hauptmann lacht, blickt auf die Uhr und sagt dann: „Übrigens, einer von Ihren Leuten ist heute Nacht zu spät vom Ausgang gekommen. Fast eine halbe Stunde."
„Wer?"
„Kellner."
Das Geburtstagskind. Unwillkürlich hebt Riedel im Weitergehen den Strauß und riecht an den Rosen.
Warum Kellner zu spät gekommen ist, weiß Riedel nicht. Er ahnt es. Bier wird die Ursache gewesen sein. Kellner reicht höchstens zweimal im Monat Ausgang ein. In der ersten geöffneten Gaststätte der acht Kilometer entfernten Stadt bleibt er hängen und trinkt Bier. Ruhig und langsam, Glas auf Glas. Wie ein Kamel, sobald es Gelegenheit hat, Wasser in sich hineintrinkt und dann tagelang ohne einen Tropfen Flüssigkeit auskommt. Meistens geht alles gut aus. Kellner bleibt freundlich und friedlich. Wenn er zurückkehrt in die Kaserne, wirkt er noch breiter und schwerer als sonst. Aber manchmal verliert er das Zeitgefühl, und er scheint auch die Uhr nicht mehr zu kennen. An solchen Abenden hängt es vom Zufall ab, ob er pünktlich ist oder zu spät kommt. Vom Zufall oder von seinen Begleitern.
Am Morgen ist es zu riechen, daß Kellner Ausgang hatte. Und Riedel erkennt es an den Augen des Soldaten, die langsam sind und hellbraun, als hätte das Bier sie verfärbt. Und Kellner ist verlegen, schuldbewußt verlegen bleibt er in Riedels Nähe, hängt an seinen Augen und an seinem Mund, versucht alles besonders gut zu machen, was meistens schief geht.
Leise betritt Riedel den warmen Flur, und er winkt ab, als der diensthabende Unteroffizier Meldung machen will.
Aus dem Arbeitszimmer der Zugführer tritt Leutnant Melchert. „Na, Riedel", grüßt er aufgeräumt, und sein schmales schönes Gesicht lächelt belustigt. „Wer kriegt denn heute Rosen?"
„Kellner."
„Dafür, daß er zu spät gekommen ist?"
„Das, mein Lieber, hat nichts zu tun mit seinem Geburtstag."
„Dem würde ich einen Arresteinlieferungsschein auf den Geburtstagstisch legen."
„Darum, mein Lieber, bist du bei deinen Soldaten auch so beliebt."
„Aber deine machen mit dir, was sie wollen."
Riedel erwidert nichts und geht auf dem langen Flur weiter. Er öffnet leise die Tür des Zimmers, in dem Kellner mit neun weiteren Soldaten liegt. Hinter sich hört Riedel Melchert leise lachen, etwas sagen, und dann fällt der diensthabende Unteroffizier eifrig in das Lachen ein.

⊚⊚⊚

Das Arbeitszimmer der Zugführer liegt auf der Kasernenseite des Gebäudes. Riedel hat seinen Tisch gleich am erste Tage ans Fenster gerückt. Er muß etwas sehen, braucht Weite, und wenn es der Kasernenplatz ist mit seinem dünnen Gras und den schmächtigen Pappeln, die ihn umstehen. Im Augenblick ist Riedel allein im Zimmer. Melchert kümmert sich um den Frühsport der Kompanie. Seine Stimme durchdringt das Gewirr von Kommandos, Schritten und anderem Lärm. Melchert trifft jenen Ton genau, der etwas von der Bestimmtheit und der Unpersönlichkeit einer Alarmsirene oder eines Martinhornes hat. Ein Ton, auf den fast jeder reagiert. Nur bei Unbeteiligten, die auf die Worte hören, weckt er Widerspruch.
„Vorwärts Kellner! Vorwärts!" ruft Melchert. „Abends Bier saufen, zu spät kommen und beim Frühsport durchhängen. Los — Mann! Vorwärts!"
Riedel hat sich um diesen Ton nie bemüht und sich immer gegen ihn gewehrt. Sobald er diesen Ton vernimmt, wird ihm heiß, seine Hände beginnen zu schwitzen und zu jucken.
Melcherts Stimme und der Schritt der rennenden Kompanie entfernen sich. Melcherts Ton hat für Riedel etwas Verletzendes. Er weiß nur nicht zu sagen, ob dieser Eindruck durch jenen Ton selbst ausgelöst wird oder mehr durch die Reaktion derer, gegen die er angeschlagen wird. Riedel steht auf und öffnet beide Fensterflügel weit. Er sehnt sich auf einmal nach dem Wasserfaß hinter seinem Haus, möchte seine heißen Hände tief und lange in das kalte Wasser tauchen und dann den Kopf, und die Rosen wieder gießen und die paar Stufen hinaufgehen zu seiner Frau, die das Kind wiegt. Und wenn es wieder eingeschlafen ist nach dem Stillen, legt er sich noch einmal zu Maria, und die sanfte Bewegung ihrer Hüften wird runder und weiter und allmählich heftiger und danach wieder sanft, und er spürt sie noch, wenn sie schon lange wieder ruhig nebeneinanderliegen.

Riedel zieht sein Notizbuch aus der Tasche. Alles, was ihn und seine Soldaten betrifft, schreibt er auf. Erfahrungen und Beobachtungen, die er macht, Versprechen, die er Soldaten gibt, Bitten und Wünsche, die Soldaten äußern, und Fragen, die sich ergeben. Es geht um Menschen, und da will Riedel nichts vergessen. Jeder Tag hat etwas Besonderes. Auch der heutige. Aber das beginnt erst um acht. Bis dahin hat Riedel Zeit für seine Soldaten.
An erster Stelle für den heutigen Tag steht: ‚Heinrich will Urlaub haben.' Zwei Soldaten dürfen auf Urlaub fahren. Heinrich ist der dritte. Und er bat erst gestern Abend darum, kurz bevor Riedel die Kaserne verließ. Verlegen und verschlossen stand Heinrich vor ihm, die Brille in der Hand. Er setzte sie erst auf, als Riedel sagte: „Schreiben Sie ein Gesuch. Entscheiden kann ich das erst morgen." Das schien Heinrich Hoffnung und Sicherheit genug gewesen zu sein. Die braunen Augen des Soldaten waren nahe und warm gewesen, und er bedankte sich, als hätte Riedel ihm den Urlaubsschein schon in die Hand gedrückt.
Die beiden anderen Urlaubsgesuche hatte Riedel gestern genehmigt. Kellner wird fahren, weil seine Eltern silberne Hochzeit feiern, und Sedelmeier wird fahren, weil er Vater geworden ist. Heinrich hatte gestern erklärt: „Ich muß, Genosse Leutnant. Persönliche Gründe, familiäre, ich muß." Schon das zu sagen, war ihm schwer gefallen. Leise und hastig hatte er gesprochen, rot im Gesicht, auf Stirn und Nase Schweißperlchen. Wer so um Urlaub

bittet, hat seinen Grund.
Riedel ahnt ihn. Heinrich, Absolvent der Hochschule für Bauwesen in Leipzig, hatte vor der Einberufung geheiratet. Keiner aus Riedels Zug hatte Briefe von zu Hause so erwar et wie Heinrich, und keiner hatte sich so über sie gefreut. Alles, was Heinrich tat, nachdem ein Brief von zu Hause gekommen war, gelang ihm. Ob es die Normen bei der Schutzausbildung waren oder das Schießen mit dem Maschinengewehr. Viele Briefe waren gekommen, und Heinrich gehörte zu den Besten des Zuges. Später ließen Heinrichs Leistungen nach. Weil die Briefe von seiner Frau seltener wurden, einer pro Woche, dann in vierzehn Tagen, während der Soldat fast jeden Tag schrieb. Schließlich kam wochenlang kein Brief. Heinrich erfüllte die Normen nicht oder geradeso. Erst gestern beim Schießen war er nach langer Unterbrechung wieder einmal der beste MG-Schütze. Alle Scheiben traf er beim ersten Feuerstoß. Aber er schoß anders als sonst, nicht gelöst und leicht, sondern böse, entschlossen, und seine Lippen bewegten sich dabei, als fluche er stumm vor sich hin. Es war, als schieße er auf jemanden. Und nachdem sie vom Schießplatz zurückgekehrt waren, hatte Heinrich um Urlaub gebeten.
Heinrich hatte seinen Grund. Aber zwei dürfen nur fahren. Riedel könnte Kellners Urlaubsgesuch zerreißen, oder dem Soldaten nach der gestrigen Verspätung nahe legen, es von selbst zurückzuziehen. Aber das heißt, eine Zwangslage ausnutzen. Auch wenn Kellner sich selber in diese Lage gebracht hat, bleibt es ein Ausnutzen. Und so leicht will Riedel es sich nicht machen. Kellner ist nicht aus bösem Willen zu spät gekommen. Geburtstag hat er nur einmal im Jahr. Und Silberhochzeit feiern seine Eltern nur einmal im Leben. Riedel wird, sobald er Heinrichs Urlaubsgesuch in den Händen hat, zum Kompaniechef gehen. Und in sein Notizbuch schreibt er: ‚Wer von den Soldaten war gestern mit Kellner in der Stadt?‘

◎◎◎

Auf dem Flur ist Lärm. Soldaten lachen, rufen einander irgendetwas zu, singen. Im Waschraum prasselt aus vielen Hähnen Wasser in die langen Steinbecken. Riedel denkt wieder an die Wassertonne hinter seinem Haus.
Draußen auf dem Flur läßt sich hin und wieder Melchert hören. Immer im gleichen Ton, den er für unentbehrlich hält und als Voraussetzung für Ordnung und Disziplin unter militärischen Bedingungen verteidigt und sogar psychologisch zu begründen versucht. Vieles von dem, was Melchert ruft, versteht Riedel nicht. Aber darauf kommt es Melchert gar nicht an. Es macht ihm Freude zu erleben, wie die Soldaten auf seinen Ton reagieren, wie sie leiser und schneller werden. Er gebraucht seine Stimme wie ein Instrument. Er kann die Soldaten, sowie er das Gebäude der Kompanie betritt, nicht sich selber überlassen. Es ist, als brauche er die Bestätigung, daß sie ihm gehorchen. Und doch ist es nicht nötig, die Soldaten am Morgen anzutreiben. Die Zeit ist knapp. Das wissen sie aus der Erfahrung, und sie beeilen sich selbst. Beeilen sich, für ein paar Minuten Ruhe, für einen Scherz, für einen Blick in den Brief von gestern, für ein paar Züge an der Zigarette. Das hat Melchert noch nicht begriffen. Er läßt seinen Ton hören, irgendwo auf dem Flur, und bildet sich ein, oder will beweisen, daß durch seine Anwesenheit alles beschleunigt und verordentlicht wird. Aber vielleicht haben sich die Soldaten längst an den Ton gewöhnt, wie an den Geruch des Bohnerwachses auf dem Flur oder das prasselnde Geräusch des Wassers? Vielleicht ist es allein diese Gewohnheit, daß sie ihn hinnehmen? Und vielleicht liegt in ihr auch das Geheimnis, daß Melcherts Soldaten nicht schlechter sind als die Riedels, das Melcherts Zug über Monate sogar besser in den Leistungen war als Riedels? Weil die Soldaten sich erst an seine, Riedels Einstellung, an sein Verhalten und seinen Ton gewöhnen müssen und ihm gegenüber viel mißtrauischer sind oder waren, weil sie ihn nicht erwartet hatten?
Das alles sind keine Behauptungen, sondern Fragen, Überlegungen, die Riedel immer wieder beschäftigen.
„Wohin, Kellner?“ ruft draußen plötzlich Melchert.
„Zu ... ich möchte bei Leutnant Riedel mich ...“
„Jetzt? Ab! Lassen Sie Ihren Bierdunst sonstwo ab, aber nicht in unserem Zimmer, Mann!“
Riedels Hände schwitzen und jucken. Die kalte Türklinge beruhigt ihn ein wenig. Melchert steht unmittelbar neben der Tür und hat über alles, was auf dem langen Flur geschieht, einen guten Überblick.
„Melchert, mein Lieber“, sagt Riedel leise und langsam und blickt dem anderen in die hellen blauen Augen, „ich habe dich schon ein paar mal darum gebeten, meine Soldaten in Ruhe zu lassen. Kümmre dich um deine, da hast du genug zu tun.“
„Soldat bleibt Soldat.“
„Meine Soldaten, mein Lieber, kann ich mir selber versaun, wenn ich will.“
„Das sind sie schon“, meint Melchert, und in seinen Augen ist helles Lachen. Ihm macht alles viel Spaß, auch der Ton. Und er fügt hinzu: „Aber du beginnst die Sitten zu verderben, Riedel, und das geht mich was an.“
Riedel nickt dem Leutnant freundlich und gleichgültig zu und beauftragt den diensthabenden Unteroffizier, Kellner zu ihm zu schicken. Melchert schüttelt den Kopf, und in seinem Gesicht und in seinen Augen ist kein bißchen Freundlichkeit und Lachen mehr, als er sagt: „Hast den Beruf verfehlt. Hättest Erzieher im Jugendwerkhof werden sollen, aber nicht Offizier.“
Riedel antwortet nicht. Aus Prinzip nicht, weil er den Gefreiten Rohde entdeckt, der auf sie zukommt, unschlüssig. In den Augen des Gefreiten erkennt Riedel Unruhe. Abwartend, fast bittend sind sie auf ihn gerichtet. Doch der Gefreite geht vorbei, nach einem kurzen Blick auf Melchert. Und ehe Riedel reagieren kann, nähert sich Kellner. Rohdes Blick beunruhigt ihn, und er geht ins Zimmer, um das Geburtstagskind zu erwarten.

Schon in der Schule hat Riedel jenen Lehrern widersprochen und sich gegen sie gewehrt, die auf Melcherts Art bewußt oder unbewußt Komplexe bei Mitschülern hervorriefen. Mit welchem Recht tun die Melcherts das? Warum ist es für Melchert eine Genugtuung, einen erwachsenen Menschen verlegen und stottern zu machen, einen, der älter als er selber ist? Und warum ist Kellner unsicher? Warum stottert er? Warum beharrt er nicht auf der Bitte, seinen Zugführer zu sprechen? Ist Melchert deshalb so, weil er weiß, daß die Soldaten so auf ihn reagieren wie eben Kellner? Oder gehört dieser Ton ganz einfach zur Routine? Aber woher soll die bei Melchert kommen, der noch nicht einmal ein ganzes Jahr Zugführer ist?

Es klopft. Kellner tritt ein, langsam, schwerfällig, mit hellen braunen Augen.

„Guten Morgen, Genosse Leutnant."

Riedel reicht ihm die Hand und sagt: „Alles Gute, Genosse Kellner. Meinen Glückwunsch zum Geburtstag."

„Danke, Genosse Leutnant, für die Rosen und so. Und entschuldigen Sie, daß ich zu spät gekommen bin. Scheiß Bier!"

„Das sagen Sie jetzt, wo Sie für die nächsten vierzehn Tage genug haben."

Kellner hebt die Schultern. Er kennt sich und will sagen: ‚Soviel Bier trinke ich nicht jeden Tag, wenn ich jeden Tag welches trinken kann.' Er ist weder verlegen noch stottert er. Jetzt ist er der Maurer, der im Magdeburger Stadtzentrum an vielen Hochhäusern mitgebaut hat und dem 1. FC Magdeburg zu jedem Auswärtsspiel gefolgt ist. Offen blickt er Riedel ins Gesicht und sagt: „Genosse Leutnant, heute nach Dienst, ich lade Sie ein. Sie und noch 'n paar Kumpels. Stück Kuchen und Kännchen Kaffee. Im Klub drüben."

„Ist gut, ich komme."

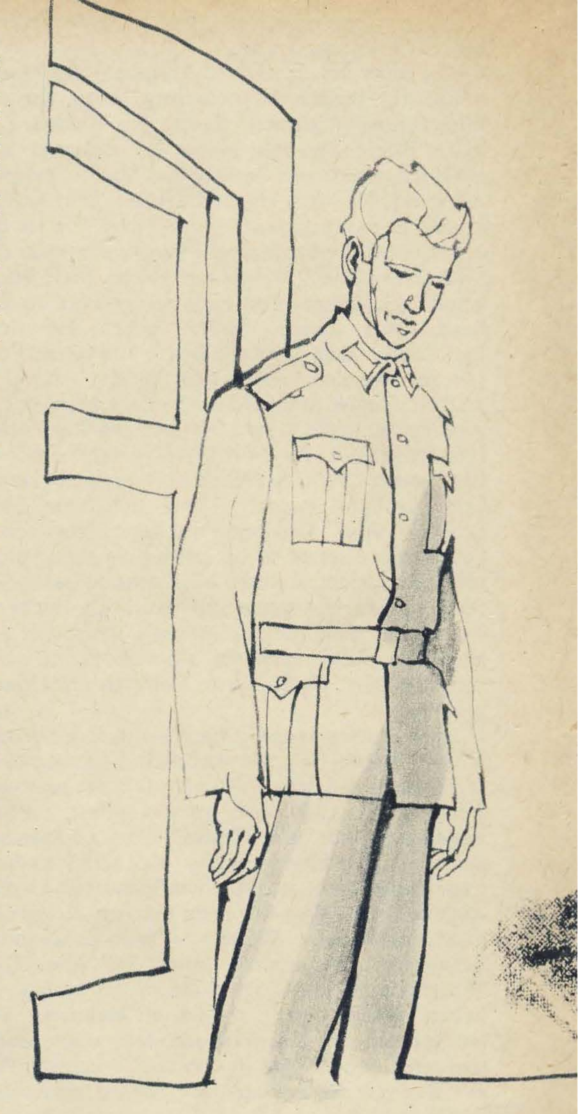
Kellner nickt und will gehen.

„Mit wem waren Sie gestern in der Stadt?" fragt Riedel ihn.

„Ich? Erst waren wir drei...", er unterbricht sich, blickt Riedel an und fährt mit dem Handrücken über den Mund als wische er Bierschaum ab. Dann tippt er sich gegen die Brust und fügt hinzu: „Ich bin zu spät gekommen, Genosse Leutnant, ich alleine."

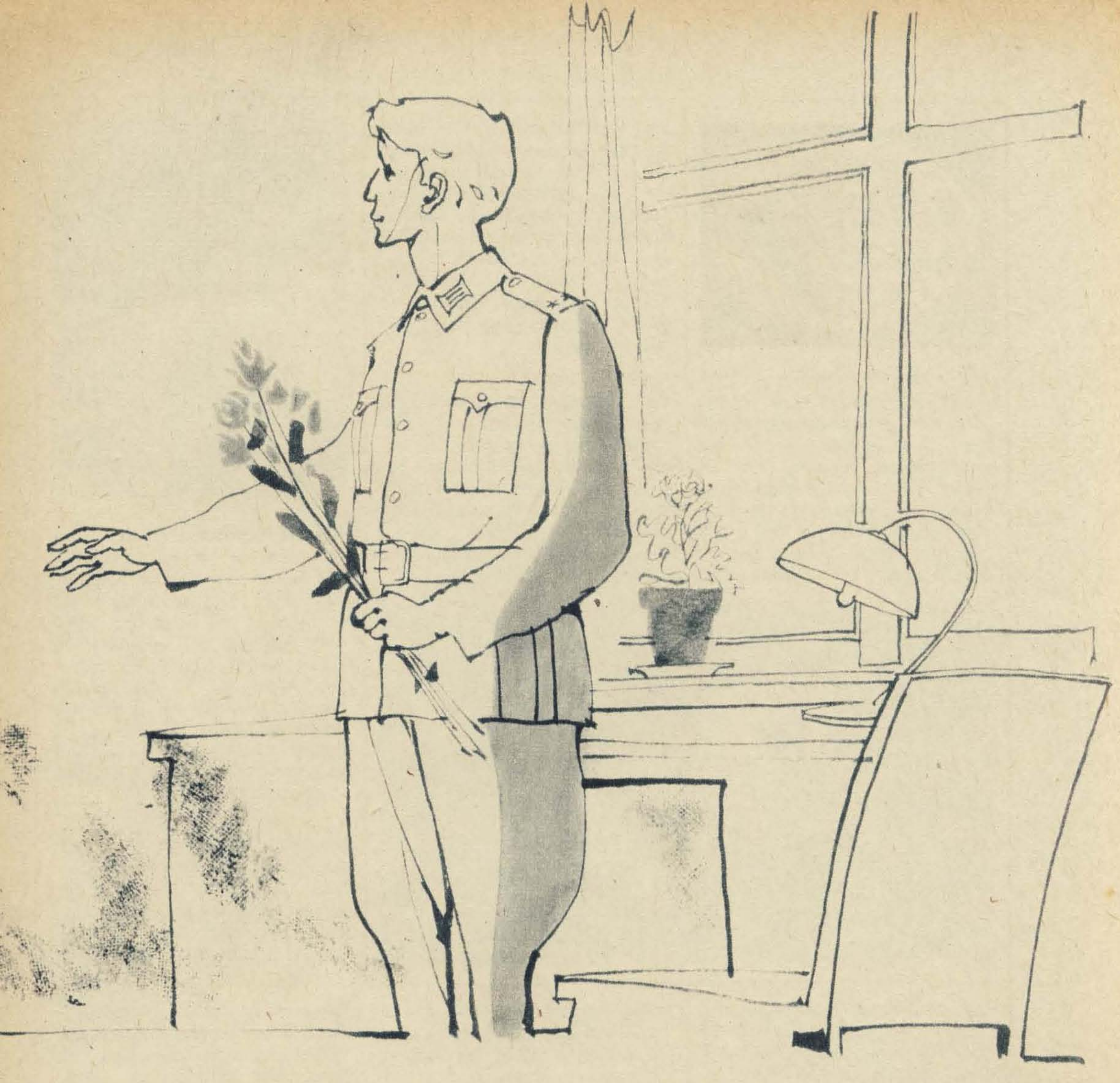
Der Kompaniechef, Hauptmann Kaiser, kommt gewöhnlich dann, wenn die Soldaten im Speisesaal frühstücken. Er nimmt die Meldung des diensthabenden Unteroffiziers entgegen, geht in sein Zimmer und ruft ein paar Minuten später die Zugführer zu sich. Um diese Zeit ist es auf dem Flur und überall in der Kaserne verhältnismäßig ruhig, und Kaiser kann sich mit den Zugführern ein paar Minuten ungestört auf den bevorstehenden Dienst konzentrieren. Das wiederholt sich bei normalem Dienstablauf jeden Tag.

Riedel mag den Hauptmann. Er mag ihn, obwohl Kaiser etwas Mißtrauisches an sich hat, das mehr zu spüren als zu sehen oder zu hören ist. Nur manchmal ist es in seinen graublauen Augen, die dann für Sekunden einen Silberblick haben. Meistens dann, wenn er unangenehme Meldungen



und Mitteilungen, wenn er Unregelmäßigkeiten erwartet. Riedel mag den Hauptmann, obwohl er Melchert unübersehbar vorzieht, weil der ihm vieles abnimmt, weil er ihn abschirmt gegen die Soldaten, und weil Melchert der unproblematischere und bequemere Offizier ist. Und auf einmal glaubt Riedel eine Antwort zu haben. Wird dieser Ton angeschlagen, weil er abweist, weil er so etwas wie ein Niemandsland um Melchert schafft, das keiner oder selten einer zu betreten wagt? Und das ist das Bequeme. Aber das Bequemere ist nie das Bessere. Oder braucht Melchert diesen Ton gegen seine eigene Unsicherheit, täuscht der Leutnant Überlegenheit und Selbstbewußtsein nur vor? Hat er es sich zu einfach vorgestellt, Offizier zu sein?

Riedel mag den Hauptmann, weil er ihn nie abweist und ihm nie ausweicht, während des Dienstes nicht, und nicht auf Versammlungen, wo Riedel immer wieder seine Fragen stellt und die anderen zu Antworten bewegen will. Zu Ant-



Illustrationen: Karl Fischer

worten und Veränderungen. Riedel mag Kaiser auch deshalb, weil der Hauptmann sich mitreißen läßt, von seinen Überlegungen, von seinem Eifer. Er mag ihn vor allem, weil er ihm vor Monaten auf dem Übungsplatz unter vier Augen einmal gesagt hat: „Manchmal möchte ich wieder Zugführer sein.“ Und dieser Wunsch war ehrlich gesagt. Und er warf Fragen auf, über die Riedel nie mit jemanden hatte reden können. War Kaiser zu kurze Zeit Zugführer gewesen und zu früh Kompaniechef geworden? Kann ich als Zugführer noch so sein, aber als Kompaniechef nicht mehr? Kaiser hat seinen Wunsch nie wiederholt. Aber manchmal hatte Riedel geglaubt, ihn in den graublauen Augen zu lesen.
„Warum ist Kellner zu spät gekommen?“ fragt Kaiser mit seiner dunklen schwingenden Stimme.
„Bier“, erwidert Melchert, und die Schadenfreude ist nicht zu überhören.
„Dacht ich mir's doch“, sagt Kaiser. „Scheiß Bier!“
„Das hat Kellner auch gesagt“, erklärt Riedel.
„Na und? Beim nächsten Ausgang kommt er wieder zu spät.“
„Genau“, meint Melchert. „Und warum? Weil bei Leutnant Riedel niemandem was passiert. Weil sich da jeder alles erlauben kann und anschließend noch gestreichelt wird und Blumen kriegt.“
„Die Soldaten sind nicht hier, weil ihnen was passieren soll. Und Kellner würde, wenn er zu deinem Zug gehörte, auch zu spät kommen.“
„Ein oder zweimal wäre das passiert, aber öfter nicht, darauf kannst du Gift nehmen. Wo Disziplin nicht begriffen wird, muß sie durchgesetzt werden, und wenn es ...“
„... ich weiß, ich weiß.“ Riedel winkt ab. „Nur, du machst dir die Mühe erst gar nicht, jemandem etwas begreiflich zu machen.“
„Schluß!“ sagt Kaiser. Es klingt müde.

Fortsetzung auf Seite 87



Militärische Kontrolle über sämtliche Getreidelager der Philippinen übt die Armee des Inselstaates aus, um dem Preiswucher Einhalt zu gebieten. Auf Befehl von Präsident Marcos werden weiterhin 20 Prozent der Kokosnußverarbeitung und 35 Prozent der Zuckerproduktion überwacht. Spekulanten sollen festgenommen und abgeurteilt werden.



Hilfe für Aggessoren leisten u. a. die Messerschmitt-Werke in der BRD. Mit ihrer technischen und finanziellen Unterstützung baut Portugal in der Stadt Beja seine erste Flugzeugfabrik mit über 1000 Arbeitsplätzen. Durch die Eigenproduktion sollen die zunehmenden Verluste der portugiesischen Luftwaffe in Afrika ausgeglichen werden. Für den Bau sind vorerst 200 Millionen Escudos veranschlagt.

Zum Erfolg führten mehr als ein Jahrzehnt entschlossenen Kampfes: Guinea-Bissau wurde zur unabhängigen Republik. Seit die PAIGC (Afrikanische Unabhängigkeitspartei Guineas und der Kapverdischen Inseln) 1961 den „Kampf mit allen Mitteln, einschließlich bewaffneter Aktionen" beschloß, konnte sie zwei Drittel ihrer Heimat von den portugiesischen Kolonialsöldnern befreien. Die unabhängige Republik wurde auf der ersten Tagung der Nationalen Volksversammlung proklamiert, der mehr als 90 Prozent der Wähler in den befreiten Gebieten ihre Stimme gaben.



Jahrestage: 8.2. — Tag der Koreanischen Volksarmee (gegr. 1948). 15. 2. — Gründungstag der südvietnamesischen Befreiungsstreitkräfte (gegr. 1961). 23.2. — Tag der Sowjetarmee (gegr. 1918).

Rassistenfreundlichkeit wurde der Pekinger Regierung in Johannesburg bescheinigt. Wie der Vertreter einer südafrikanischen Firma erklärte, erhalte die auf UNO-Beschluß von den meisten Ländern der Welt boykottierte Republik Südafrika chinesische Waren über Hongkong. Diese Lieferungen würden jedoch nicht in den offiziellen Statistiken ausgewiesen, da das „nicht den Staatsinteressen" entspräche.

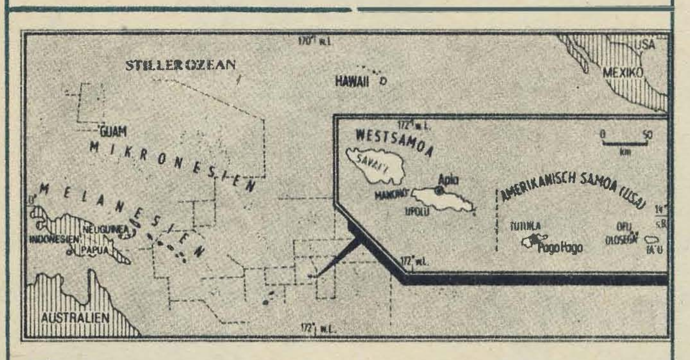
Militärs und Beamte bilden die Mitgliedschaft der „Golkar", der neugeschaffenen indonesischen Staatspartei. Von den 920 Sitzen im Beratenden Volkskongreß hat die Armee direkt 277 inne. Addiert man dazu noch die 458 Sitze der „Golkar", so erhöht sich die Zahl der „Staatsabgeordneten" auf 735.

Verfassungswidrig sind die japanischen Streitkräfte nach einem Urteil des Amtsgerichtes Sapporo auf Hokkaido. Dabei beruft es sich auf Artikel 9 der Verfassung, der Japan „für alle Zeiten" die Kriegführung und den Einsatz militärischer Mittel verbietet. Die Regierung wird nun wahrscheinlich das Oberste Gericht bemühen, um — der bisherigen Auslegung folgend, die lediglich den Auslandseinsatz als verboten ansieht — ihre rund 250000 Mann starken „Selbstverteidigungsstreitkräfte" wieder zu legalisieren.





Acht Senkrechtstarter vom Typ Harrier kauft Spanien auf Umwegen in England. Ein „Zweistufenplan", den der Londoner „Daily Expreß" als „diplomatische List" bezeichnete, sieht zunächst den Verkauf der Kampfflugzeuge an die USA vor. Von dort werden sie gemäß dem amerikanisch-spanischen Verteidigungsabkommen an Madrid weitergeliefert. Im Zusammenhang mit diesem Kuhhandel bemerkte der britische Militärkommentator Chapman Pincher, daß eine solche Methode auch „die Möglichkeit für militärische Lieferungen an Portugal, Griechenland, Südafrika und andere Länder bietet", für die ebenfalls Ausfuhrverbot besteht.



US-Militärbasen auf Amerikanisch-Samoa sollen künftig verstärkt ausgebaut werden. Ohne Rücksicht auf die einheimischen Bauern und Fischer erläßt der vom Innenminister der USA ernannte und vom amerikanischen Präsidenten bestätigte Gouverneur dazu Verordnungen, die der Armee das Recht geben, Farmen zu beseitigen und militärische Anlagen auf diesem Gelände zu errichten. Bereits in den letzten fünf Jahren ist die landwirtschaftliche Nutzfläche infolge der Militarisierung um fast ein Drittel zurückgegangen.

Mord- und Umsturzpläne des amerikanischen Geheimdienstes CIA wurden in Panama aufgedeckt. Bestandteil der Verschwörung war die geplante Ermordung des Regierungsschefs, General Omar Torrijos Herrera, der sich seit Jahren energisch für die Rückgabe der von USA-Truppen besetzten Kanalzone an Panama einsetzt. Als Mörder war ein gewisser Manuel Artime vorgesehen — einer der Hauptbeteiligten am konterrevolutionären Angriff auf Kuba 1961.

Paramilitärische Formationen rechtsgerichteter libanesicher Parteien planen erneut Angriffe auf die palästinensische Widerstandsbewegung. „Diese Gruppen haben sogar Ausbilder aus Westdeutschland und, wie man sagt, auch aus Jordanien und anderen Ländern nach Libanon gebracht, um ihre Bürgerkriegsvorbereitungen zu intensivieren", erklärte der Vorsitzende der Sozialistischen Fortschrittspartei Libanons, Kamal Djumblatt.

IN EINEM SATZ

Kompaniestärke Saigoner Infanterie, die von der RSV kontrollierte Gebiete in der Provinz My Tho besetzen sollte, ist auf die Seite der südvietnamesischen Befreiungsstreitkräfte übergetreten.

Puerto Ricos Streitkräfte sowie Außenpolitik, Währung, Zoll, Justiz und Transportwesen des Landes werden nach Erklärungen der Unabhängigkeitspartei, die von der UNO die Entkolonialisierung Puerto Ricos fordert, von den USA kontrolliert.

Atomphysiker Elwin Radkovsky ist aus den Vereinigten Staaten nach Israel übergesiedelt, um „beim Bau von Atomreaktoren zu helfen", die vermutlich auch militärischen Zwecken dienen sollen.

Anstelle der bisher geflogenen Strahltrainer Fouga Magister und T 33 sollen Belgiens Luftstreitkräfte künftig 40 der von Frankreich und der BRD gemeinsam entwickelten Alpha-Jets erhalten.

Tausende Afrikaner aus Angola starben bereits an Pflanzengiften, die von portugiesischen Kolonialtruppen gegen die befreiten Gebiete eingesetzt wurden.

Besetzt wurden wichtige Verkehrsknotenpunkte und Industriebetriebe der Hauptstadt Bogota durch 2000 kolumbianische Soldaten, die die Regierung gegen 150 000 streikende Arbeiter eingesetzt hatte.

Angliedern an die USA will Washington die 14 Inseln der Marianen, um dort ab 1975 eine Marinebasis und einen Luftwaffenstützpunkt mit 2600 Mann Personal einzurichten.

Polizeiausrüstungen gegen Demonstranten zeigten in Madrid eine Ausstellung, auf der u. a. moderne Wasserwerfer, Gummigeschosse sowie Tränen- und Stickgasgranaten zu sehen waren.

Pistolen und Revolver, 16 Gewehre, eine Muskete, 332 Patronen, 67 Säbel und 245 Messer spürten Kontrolleure der British Overseas Airways innerhalb eines Quartals bei ihren Fluggästen auf.



Lord Kitcheners Ende

Fortsetzung von Seite 46

sofort erschossen. Morgen um vierzehn Uhr geht es los. Heute Abend wird eine geheimnisvolle Persönlichkeit an Bord erwartet, wahrscheinlich der fragliche Lord und sein Stab. Wir müssen wieder zurück. Wir übernehmen das nicht, es ist zu gefährlich. Das wollten wir dir sagen, Kamerad. Gott schütze Irland!"
Zwar sind die beiden Matrosen Sinnfeiner. Aber es sind vier Scheine aus dem mit Tausend-Pfund-Scheinen gefüllten Paket, das der irische Untergrund vor einiger Zeit durch einen bisher unaufgeklärten Überfall auf eine englische Bank in Dublin an sich brachte, erforderlich, um die beiden Iren für das bereits vorbereitete Unternehmen zurückzugewinnen. Ein Übriges tut die Darlegung des vorbereiteten Fluchtweges nach vollbrachter Tat. Harte Verhandlungen im letzten Augenblick! Werden die beiden genug Kaltblütigkeit aufbringen, um alles richtig durchzuführen?
Am 5. Juni 1916, nachmittags um vierzehn Uhr, steht Ernst Carl mit einigen irischen Freunden auf einer Anhöhe bei Kirkwall, die die Sicht weit aufs Meer hinaus freigibt. Er beobachtet die „Hampshire", die Nerven aufs höchste angespannt. Die beiden Matrosen haben richtig die in Schlafdecken verpackten Bomben an der strengen Kontrolle vorbei aufs Schiff geschmuggelt und sind dann schleunigst an Land gegangen, um so rasch wie möglich zu verschwinden. Sie werden irgendwo in ihrem Vaterland untertauchen, vom Untergrund gedeckt und beschützt. Aber die „Hampshire" rührt sich nicht von der Stelle. Eine martervolle Stunde bis fünfzehn Uhr! Schon glauben die Männer, die auf der Anhöhe bei Kirkwall stehen, es sei alles verloren, die Bomben seien entdeckt worden. Da, plötzlich, beobachten sie, daß die „Hampshire" die Anker gelichtet hat und die Reise aufnimmt. Kein Zweifel, Lord Kitchener und das für den Kriegsschatz des Zaren bestimmte Geld sind auf hoher See.
Eine halbe Stunde warten die Beobachter. Dann sehen sie in großer Entfernung zwei flammende Rauchsäulen aufsteigen. Sekunden danach erst hören sie die Detonation. Die „Hampshire" sinkt, das Schicksal Lord Kitcheners hat sich erfüllt. Eine Rettung ist angesichts der stürmischen See und der Schnelligkeit, mit der das Schiff sinkt, höchst unwahrscheinlich.
Niemals gelang es, die Ursache für den Untergang der „Hampshire" aufzuklären. Am Morgen nach dem Attentat wurden in allen Städten Englands und Irlands Extrablätter verteilt, die mit einer Erklärung der Admiralität begannen: „...Der Oberkommandierende der Royal Navy meldet zu seinem außerordentlichen Bedauern, daß das Kriegsschiff ‚Hampshire', das sich mit Lord Kitchener und seinem Stab an Bord auf dem Weg nach Rußland befand, letzte Nacht westlich der Orkney-Inseln durch eine Mine oder vielleicht durch einen Torpedo versenkt wurde..."
750 000 Pfund Sterling waren zusammen mit dem bestgehaßten Mann Irlands auf dem Grund des Meeres versunken.
Der Erfolg war für Ernst Carl und seine Freunde verhältnismäßig leicht errungen. Man kam auf die Idee, nach der „Hampshire"-Methode die ganze englische Flotte an einem einzigen Tag in die Luft zu sprengen. Das mußte möglich sein. Es war nur eine Frage der Organisation. Lord Kitchener hatte bei Lebzeiten selbst die Iren zum Dienst in der englischen Armee und Flotte gezwungen und Dienstverweigerern mit dem Internierungslager gedroht. Man brauchte nur die Iren in der Kriegsflotte zusammenzufassen und die Zuverlässigen mit entsprechenden Aufgaben zu betrauen. Mit der Erlaubnis Berlins und dem Geld der Sinnfeiner ging Ernst Carl an die Arbeit. Jetzt weihte er seine Frau ein, die ihm trotz der Enthüllung über den Charakter seiner Tätigkeit treu blieb.
Doch kurze Zeit vor dem geplanten Haupt- und Staatsstreich wurde Ernst Carl verhaftet und in den Tower geschafft. Mit der „Hampshire"-Affäre hatte das nichts zu tun, er wurde nie mit ihr in Verbindung gebracht. Er hatte eine Tausend-Pfund-Note aus der Bank in Dublin in einer Bank in London umtauschen wollen. Beamte von Scotland Yard, denen die Nummern der geraubten Banknoten bekannt waren, gingen ihm nach, beobachteten ihn und griffen dann überraschend zu.
Im Tower grübelte er über sein Schicksal nach, das nun klar vor ihm zu liegen schien, in Gestalt auf ihn gerichteter Gewehrmündungen.
Aber Ethel rettete ihn. Sie drohte Scotland Yard, die Pläne ihres Mannes zur Sprengung der englischen Kriegsflotte an die Presse weiterzugeben, falls man ihn nicht freilasse. Ernst Carl wurde plötzlich freigelassen. Sein Prozeß, so wurde erklärt, liege nicht im Interesse der Nation. In Wirklichkeit fürchtete man die Kritik der Öffentlichkeit an den Sicherheitsmaßnahmen der Admiralität, wenn ein einziger deutscher Spion imstande war, die englische Kriegsflotte in die Luft zu sprengen. Ernst Carl und seine Frau wurden bis Kriegsende interniert und durften dann nach Deutschland zurückkehren. Einer der wenigen Fälle, in denen ein deutscher Spion in England den ersten Weltkrieg überlebte.
Erst fünfzig Jahre später erschienen seine Memoiren, die Licht in das Rätsel der „Hampshire"-Affäre brachten. Das Buch trug den Titel: „Einer gegen England". Das war ein Irrtum. Nicht er hatte gegen England gekämpft, sondern der irische Untergrund, der sich während des ersten Weltkrieges der Hilfe eines deutschen Spions bediente, um das Todesurteil an Lord Kitchener zu vollstrecken.

H. S. Williams

Entscheidung an der EBENE DER KRÜGE

Eine Dezembernacht im Jahre 1971: Schützenpanzerwagen rollen über laotische Bergpfade. Der Dschungel lichtet sich, und die Tarnscheinwerfer werden völlig abgeschaltet. Kaltes Mondlicht zeichnet nun die Konturen der Landschaft nach und weist den Fahrern den Weg zum Stabsquartier. Mit Gras bewachsene Hügel tauchen vor der Fahrzeugkolonne auf.

Schnell bricht in tropischen Breiten der Tag an. Die Dämmerung ist nur kurz. Schon bald flammt die Sonne über dem Horizont auf und beleuchtet eine eigenartige Szenerie: Hinter einer Hügelkette breitet sich, so weit das Auge reicht, ein Plateau, das mit seltsamen, ein bis zwei Meter hohen Gebilden bestückt ist — die Ebene der Tonkrüge. Über die Herkunft der ausgehöhlten Steinblöcke und aus Ton geformten Gefäße rätseln Archäologen und Historiker noch immer. Es gibt keine schlüssigen Beweise dafür, welche Hypothese stimmt: Ob die Behälter als Vorratslager für Reis dienten oder von Kriegern bei religiös-kultischen Handlungen benutzt wurden. Nach letzterer Version sollen die Krieger berauschende Getränke mit Bambusrohren aus den irdenen „Fässern" gesogen haben.

Während dieses Rätsel noch seiner endgültigen Lösung harrt, steht jedoch fest, daß die Ebene schon vor vielen Jahrhunderten hart umkämpft wurde und Schauplatz vieler Schlachten war. Von ihrer Bedeutung als strategische Schlüsselstellung hat die Ebene der Tonkrüge, die am Rande der Berge und des Dschungels gelegen ist und einen Durchmesser von zwanzig bis dreißig Kilometern aufweist, bis heute noch nichts eingebüßt. Das stellenweise von Schluchten durchzogene Gelände begann nach dem zweiten Weltkrieg im Kalkül des Pentagon eine gewichtige Rolle zu spielen — als ideales Aufmarschgebiet und als Luftwaffenstützpunkt in Südostasien. Der damalige USA-Außenminister John Foster Dulles bezeichnete 1954 Laos als „Schwert im Herzen Indochinas". Und die Ebene der Tonkrüge betrachteten die amerikanischen Imperialisten — um im Bilde zu bleiben — als den Griff jenes Schwertes, das sie unbedingt in ihre Hand bekommen wollten. So gelangte sie — besonders in den letzten fünfzehn Jahren — immer wieder in die Schlagzeilen der Weltpresse. Denn die Anstrengungen der USA, sich des „Kopfes des indochinesischen Elefanten" — wie das Gebiet auch oft genannt wird — zu bemächtigen, den „Elefanten" zu besteigen und zu lenken, hör-

ten nicht auf.
Die Schützenpanzerwagen stoppen in der Nähe eines Berges, der kahl und verwüstet ist. Kein Grashalm wächst hier. Nur verkohlte Baumstümpfe zeugen davon, daß es einmal eine Vegetation gegeben haben muß. Mit Maschinenpistolen bewaffnete Posten kontrollieren gewissenhaft, bevor die Fahrzeuge weiterfahren können und in einem Schlund des Berges verschwinden. In dieser Grotte hat General Singkapo, Stabschef der Volksbefreiungsstreitkräfte von Laos, die auch kurz Pathet Lao genannt werden, sein Quartier aufgeschlagen. Durch zahllose amerikanische Bombenangriffe ist der Berg bereits um mehrere Meter abgetragen worden. Ernsthaft konnte das aber der etwa 600 Meter starken Granitschicht nichts anhaben.
Die Offiziere in dschungelgrünen Uniformen und mit den charakteristischen Schirmmützen der Pathet Lao sind zu einer wichtigen Beratung gekommen: Die Vorbereitungen für die Offensive gegen Long Cheng, am Rande der Ebene der Tonkrüge, werden besprochen. In Long Cheng hat sich die von der amerikanischen Geheimdienstzentrale CIA bezahlte „Privatarmee" des General Vang Pao zusammen mit amerikanischen Beratern in Betonbunkern und Berghöhlen eingeigelt. Der Söldnerführer — einst Unteroffizier in der französischen Kolonialarmee — stammt aus dem Volk der Meo, die auf den Berggipfeln leben. Mit amerikanischen Dollars kaufte Vang Pao einige Stammesführer der Meo und garantierte ihnen den Anbau von Mohn für Opium. Die CIA, die mit der „Air America" und „Continal Air Service" zwei Flugzeuggesellschaften zur Unterstützung und Versorgung der Privatarmee installiert hat, transportiert Rohopium, das zum Preis von 25 Dollar pro Kilo erworben wird, zu Großhändlern nach Vientiane. Das hat den Fluggesellschaften den Namen „Air Opium" eingetragen.
Long Cheng ist zu dieser Zeit noch Stützpunkt und Kommandozentrale. Von dort lenken amerikanische Offiziere die Bombenangriffe gegen die befreiten Gebiete von Laos, die etwa vier Fünftel des Landes ausmachen. Von den berüchtigten „Grünen Teufeln" — den US Special Forces — in Thailand ausgebildet, starten die Söldner zu Mordfeldzügen gegen die Bevölkerung im freien Laos. Spionage- und Sabotagetrupps gehen von dem Flugplatz, auf dem pro Minute ein Start und eine Landung erfolgen kann, auch zu Einsätzen über Nordvietnam ab. Rekrutierte sich diese



Söldnerarmee zuerst nur aus Angehörigen der Meo, so ist sie inzwischen ein bunt zusammengewürfelter Haufen von Landsknechten aus Laos, Thailand, Burma, von den Philippinen und aus anderen Ländern Asiens geworden. Die ständigen Gefechte mit den Pathet Lao haben den Meo-Söldnern schwere Verluste zugefügt, obwohl — wie die „New York Times" am 6. März 1970 berichtete — „fast jeder männliche Bürger (der in Long Cheng angesiedelten Meo) im Alter von zwölf bis 50 Jahren in der von der CIA aufgebauten Armee ist."
Long Cheng liegt in einem etwa vier Kilometer langen und zwei Kilometer breiten Talkessel, der von Bergketten umgeben ist. Auf einigen wichtigen Anhöhen befinden sich Außenposten der Geheimarmee, die das Hauptquartier des Generals Vang Pao gegen überraschende Angriffe abschirmen sollen.
Den Soldaten der Pathet Lao, meist junge Männer zwischen 17 und 23 Jahren, ist es in diesem Dezember jedoch gelungen, unbemerkt schwere Artillerie in günstige Stellungen zu bringen. Die Pathet Lao hat auch die Versorgung in den schwer zugänglichen Berggebieten organisiert. Während in Vietnam die großen Lasten mit Fahrrädern befördert werden können, müssen sie dort, wo die US-Flugzeuge ganze Gebirgsstraßen regelrecht weggebombt haben, in Körben getragen werden. Die Bergbewohner sind es gewohnt, bis zu 80 Kilogramm auf ihrem Rücken zu transportieren! Auch die Frauen stehen dabei nicht zurück. Über die Anpassungsfähigkeit und Gewandtheit der weiblichen Angehörigen in den Befreiungsstreitkräften sagen die Männer respektvoll: „Eulen in der Nacht, Füchse am Tag."
Von einem Journalisten einmal nach der Kampfmoral seiner Truppen befragt, antwortete General Singkapo: „Unser Volk besitzt eine Kraft, die dem Pentagon ebenso unverständlich ist, wie es die Geheimnisse des Dschungels für ihn sind..."
Und diese Armee, die vor 25 Jahren mit primitiven Waffen den Kampf um die Unabhängigkeit des Landes begann, ist heute dank der brüderlichen Solidarität der sozialistischen Staaten gut ausgerüstet. Sie verfügt über Artillerie, Luftabwehrmittel und über Panzer. Alle Einheiten besitzen automatische Handfeuerwaffen.
Die Pathet Lao begrüßt das Jahr 1972 mit einem Feuerwerk besonderer Art: In der



Eine Höhle im Dschungel war jahrelang Regierungssitz für die befreiten Gebiete und zugleich Arbeitsplatz des Prinzen Souphanouvong, Vorsitzender des ZK der Patriotischen Front von Laos (Neo Lao Haksat).

Im Kampf gegen französische Interventionstruppen formierten sich vor fünfundzwanzig Jahren die laotischen Volksbefreiungsstreitkräfte. Sie entwickelten sich zu einer modern ausgerüsteten, schlagkräftigen Armee.



Silvesternacht gehen schwere Artilleriesalven auf Long Cheng nieder. Bis zehn Uhr morgens prasseln die Granaten auf die amerikanische Festung. Danach beginnen Einheiten der Volksbefreiungsstreitkräfte einen Außenposten nach dem anderen zu überrennen. Die nördliche Verteidigungslinie wird völlig durchbrochen. Bis zum 5. Januar erobert die Pathet Lao auch alle Höhen auf der östlichen Seite. Long Cheng wird eingekesselt. Die Artilleristen der Volksbefreiungsstreitkräfte haben die Flugpiste auf dem Stützpunkt so im Visier, daß keine Maschinen mehr landen und Nachschub für die in Betonbunkern und Berghöhlen verschanzten Söldner bringen kann. Amerikanische Bomber fliegen von anderen Stützpunkten her Entlastungsangriffe; pausenlos klinken sie ihre Todeslasten über den vermuteten Stellungen und dem Hinterland der patriotischen Streitkräfte aus. Vergeblich! Der stählerne Ring schließt sich immer enger; und der Widerstand der Söldner läßt nach. Aus dem hohen Elefantengras tauchen nun Meo, mit den traditionellen langen Ketten und Amuletten behangen, sowie andere Söldner auf und ergeben sich. Am 12. Januar 1972 um 17.47 Uhr weht über Long Cheng die Fahne der Patriotischen Front von Laos.

General Vang Pao kann sich in letzter Minute mit einem amerikanischen Hubschrauber retten und auf den US-Militärstützpunkt Udorn in Thailand flüchten. Aber der amerikanische Imperialismus hat eine seiner größten Niederlagen in Laos erlitten. Sie sollte nicht ohne Folgen bleiben:

Am 21. Februar 1973 wurde das „Abkommen über die Wiederherstellung des Friedens und die Verwirklichung der nationalen Eintracht in Laos" geschlossen. Nach den im September 1973 unterzeichneten Zusatzprotokollen begann dann die 60tägige Periode, in der alle ausländischen Truppen, auch die amerikanischen Berater und die 17 000 Mann starken thailändischen Söldnerverbände, das Land verlassen müssen. Wenn dieser Punkt erfüllt ist, kann in dem Land am Mekong der Frieden einkehren — auch auf der Ebene der Tonkrüge. Sie besitzt übrigens neben ihrer strategischen Stellung auch volkswirtschaftliche Bedeutung. An sie grenzen nicht nur reiche Wälder mit kostbaren Edelhölzern, sondern es ruhen im Schoß der Erde große Naturschätze: Kohle, Anthrazit, Gold, Diamanten und andere Edelsteine sowie Eisenerze. Geologen vermuten auch Erdölvorkommen. Ein friedliches, unabhängiges Laos wird diese Reichtümer erschließen.

Künftige Generationen werden dann, wenn sie den Namen Ebene der Tonkrüge hören, nicht nur die Assoziation von großen Schlachten, sondern auch vom Wohlstand des Landes haben, das sich wie Vietnam und Kambodscha so lange gegen die USA zur Wehr setzen mußte.



Der Mann, der ohne Skier sprang

14.25 Uhr:
Rundfunk-Siegerinterview.



13.55 Uhr:
Gestanden



Zeit„plan" eines Aschenbach-Sprungs im Foto festgehalten.

13.55 Uhr:
Nur Sekunden währt die Luftfahrt. Das hier ist ein echter Aschenbach.



13.00 Uhr:
Gut gewachst ist halb gesprungen

13.20 Uhr:
Warmmachen ohne Skier erlaubt.

13.35 Uhr:
Ist auch kein Stäubchen auf der Brille? Gute Sicht ist wichtig.

Von einem gewissen Freiherrn von Münchhausen wurden recht wundersame Luftfahrten bekannt. So ritt er auf Kanonenkugeln und ließ sich durch Wildenten in die Höhe ziehen, wo er dann nur noch mit den Rockschößen zu steuern brauchte. Von einem Zella-Mehliser Jungen namens Hans-Georg Aschenbach erzählt man sich eine nicht minder seltsame Geschichte. Er soll von der Oberhofer Thüringenschanze ohne Skier gesprungen, dabei 50 Meter weit durch die Luft geflogen und dann noch einwandfrei gelandet sein...

Nun könnte manch einer in die Versuchung kommen, die Aschenbachsche Luftreise in die Welt des Lügenbarons einzugliedern; und ich würde es ihm nicht verübeln, wenn ich nicht Augenzeugen und den „Mann ohne Skier" selbst zu diesem Vorfall aussagen gehört hätte. Daher ist verbürgt, daß jene Begebenheit exakt so verlief: Beim Trainingssprunglauf vor der Kinder- und Jugenspartakiade 1968 stieg auch der 16jährige ASK-Nachwuchsspringer Hans-Georg Aschenbach mit geschulterten Skiern zum Anlaufturm hinauf. Da oben brachten ihn die vielen Leute ein wenig durcheinander, so daß er zwar die Skibindungen schloß, sie aber vorher nicht in die Kerben der Schuhsohlen einrastete. Als er sich dann vom Schanzentisch abhob, flogen beide Sprunglaufbretter zur Seite weg. Doch lassen wir den „Hansi" selbst erzählen, was in ihm vorging: „Mir blieb keine Zeit zur Angst. Ich hatte nur einen Gedanken: Wie komme ich heil 'runter? Mit den Armen habe ich gerudert, ging aber wie gewohnt in Vorhalte und konzentrierte mich auf eine sichere Landung. Den Aufsprung ‚kachelte' ich bei genau 48 Metern. Ich schlitterte in der Hocke den Hang hinunter und rannte den



Lieblingsbeschäftigung in der Freizeit: eine Toberei mit Söhnchen Nico.

Rest bis zum Stand. Der Sprung mußte nur deshalb als gestürzt gelten, weil ich mit der linken Hand den Schnee berührte."

Münchhausen, der seine Geschichten erfinden mußte, wäre hier gewiß vor Neid erblaßt...

Wenige Tage späte kam Hans-Georg Aschenbach nur knapp um seine erste Medaille. Bei den Spartakiadekämpfen wurde er Vierter unter den A-Jugendlichen. Doch ein Jahr darauf sorgte er wieder für Aufsehen. Diesmal nicht durch eine Luftfahrt ohne Skier, sondern durch eine mit Brettern, die für den respektablen Titel „Junioreneuropameister" reichte. Dieser großartige Erfolg war für den schlanken, mittelgroßen jungen Mann mit dem meist nachdenklich dreinschauenden Gesicht zugleich so etwas wie eine Verpflichtung. Und die löste er erstmalig als Neunzehnjähriger und Gefreiter der NVA ein. Bei der Winterspartakiade der befreundeten Armeen in Zakopane 1971, wo sich weltberühmte Skipiloten ein Stelldichein gaben, imponierte er mit weiten und vor allem stilistisch sauberen Sprüngen und wurde Vierter. „Ich war in diesen Tagen von der freundschaftlichen Atmosphäre angetan", erinnert sich der ASK-Sportler. „Ich habe bei den Begegnungen mit unseren Freunden und Genossen viel gelernt."

Das gleiche bestätigt einer, der nur zwei Ergebnisränge hinter ihm landete und denselben Familiennamen trägt: sein ein Jahr älterer Bruder Dietmar. Für die Gebrüder Aschenbach ist charakteristisch, daß sie sich stets gegenseitig anspornen. Wer sie bei einem Wettkampf beobachtet, wird allerdings nicht lauten Jubel oder große Gesten erleben. Ein verstecktes Zuzwinkern, ein kleiner Rempler, ein richtiges Wort im richtigen Augenblick

— das zeichnet ihr Verhältnis aus.
Stets ist es der ehrliche Wunsch des Erfolgsreicheren, daß der andere ihm nicht nachstehen soll.
Die Nach-Spartakiade-Zeit tat sich für den jüngeren Aschenbach gut an. Er wurde erstmals Meister unserer Republik auf der Normalschanze. Sein Flugstil, die makellose Haltung und Lage in der Luft brachten ihm hohe Noten ein. In der darauffolgenden Saison schaffte er trotz einer Fußverletzung den olympischen Sprung nach Sapporo. Hoffnungsfroh flog er mit seinen Mannschaftskameraden ins ferne Japan und kehrte Wochen später — enttäuscht ins



Sie spornen sich gegenseitig an, die Brüder Hans-Georg (l.) und Dietmar Aschenbach.
Die Siegerblume für Gattin Elke und Nico.
Skispringen zu jeder Jahreszeit, hier halb auf Schnee, halb auf Matten.



heimatliche Brotterode zurück: Einunddreißigster wurde er auf der Normalschanze, an der Großschanze war er nur Zuschauer.
Im Kollektiv des ASK Brotterode, unter den Augen des Altmeisters im Skispringen Major Lesser (Hans-Georg: „Ein Trainer, wie man sich ihn nicht besser denken kann") merzte er im 72er Sommer einen alten Fehler aus und lernte das letzte Flugdrittel mit der so wichtigen Landephase endgültig zu beherrschen. Nun kam es noch darauf an, Selbstvertrauen zu gewinnen.

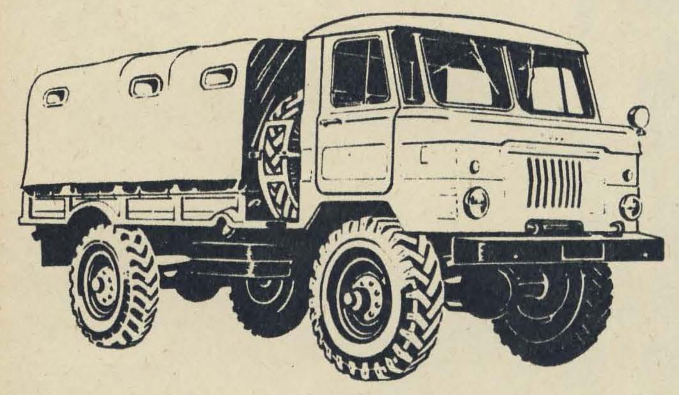
Mit seinen Genossen vom Klub hatte er starke Partner zur Seite: Skiflugweltrekordler Manfred Wolf, den neuen Junioreneuropameister Jochen Danneberg, seinen Bruder Dietmar.
Es gelang! Für Hans-Georg Aschenbach begann ein Winter, von dem er vorher nicht zu träumen gewagt hätte. Der zweite Platz bei der westdeutsch-österreichischen Vierschanzen-Tournee war eine echte Überraschung zum Auftakt. Ihm folgte ein Sieg bei der Oberhofer Skiwoche im Kanzlersgrund, den man als „Solistische Sternstunde" in Schlagzeilen gefeiert fand: 269,1 Gesamtpunkte (fünfmal 19,5 Haltungspunkte für Sprung Nr. 1!) — wann gab es das schon in der Welt? Gleich beide DDR-Meistertitel (Normal- und Großschanze) erkämpfte er dann, und der Pokal Erich Honeckers dafür erhielt einen Ehrenplatz in seiner Suhler Zwei-Zimmer-Wohnung. Siege bei der ČSSR-Tournee und schließlich ein aufsehenerregender Triumph vor 10000 Zuschauern in Falun schlossen sich an. Für die Skiflug-Weltmeisterschaft schien Hans-Georg Aschenbach bestens gerüstet zu sein. Aber: Er selbst, der noch nie über eine Flugschanze (wenn die Sprünge weiter als 120 Meter gehen, spricht man vom Fliegen) „gegangen" war, glaubte nicht daran. In Oberstdorf verriet er mir ein „Geheimnis": „Ich wollte gar nicht zur WM. Ganz ehrlich, ich hatte Dampf vor dem Skifliegen. Zum Jahresende sah ich die Oberstdorfer Riesenschanze ohne Schnee, da wirkte sie noch gewaltiger." Freimütig und offen, wie es immer seine Art ist, erzählte er, daß er den Antrag an den Skiläuferverband gestellt hatte, für ihn einen anderen zu nominieren. Doch alle redeten ihm zu. Erinnerten ihn an seine kühnen Sprünge und an die Erfolge der letzten Wochen. Er, der „Mann, der einst ohne Skier sprang" — sollte er vor dieser Luftfahrt kapitulieren?
Hans-Georg rang sich durch. Nahm das Herz in beide Hände und reiste mit in den Allgäu. Das Trainingsspringen gab ihm Auftrieb und auch der neue Skiflug-Weltrekord von Heinz Wosipiwo von 169 m. Und wenn er im Auslauf scherzte: „Na, bin ich gut unten angekommen?", dann steckte auch dahinter: „Ich werd's schon zeigen, was ich kann." Mit Weiten von 157 und 152 m und den höchsten Haltungsnoten überhaupt bezwang er mit einem halben Gesamtpunkt mehr den alten Weltmeister Walter Steiner aus der Schweiz. Das machte ihn fassungslos. Als er vom Siegespodest herunterkam und nach zahllosen Glückwünschen und Interviews erst einmal Ruhe fand, griff er sich an den Kopf. Er war praktisch Weltmeister wider Willen geworden. Da suchte er erst mal Zuflucht zu seinem trockenen Humor: „Sag' doch, sehe ich wie ein Weltmeister aus? Bin ich denn nicht ein wenig klein und schmal dafür?" Womit er auf den langen Steiner anspielte, mit dem er seine 1,75 m und 70 kg verglich. Dann aber wurde er ernst. Er erinnerte sich in diesem Moment an viele, die es ihm ermöglichten, solch einen Welterfolg zu feiern.
Karl Hellmich hatte ihn als Zwölfjährigen für das Skispringen begeistert und ihm die Grundbegriffe beigebracht. Übungsleiter Erhardt Walter aus Zella-Mehlis setzte das Begonnene erfolgreich fort. Alle Möglichkeiten standen dem Jungen in unserer Republik offen. Als Soldat erhielt er die Gelegenheit, beim ASK in Brotterode zu trainieren. Werner Lesser und dem ASK-Kollektiv gelang es, den heutigen Oberfeldwebel so zu formen, daß er den Anschluß an die Weltspitze fand und zugleich eine Sportlerpersönlichkeit wurde. Sein Kommandeur Major Wagner bescheinigt ihm Vorbildwirkung im Klub und verweist auf den großen Ehrgeiz des 22jährigen Genossen. Neben Dienst und Sport steuert er im Fernstudium dem „Diplomsportlehrer" entgegen.
Daß er heute so energievoll und zielstrebig ist, meint Hans-Georg selbst, verdankt er nicht zuletzt seiner Frau Elke, einer einstigen Langläuferin. „Sie hat mir immer wieder zugeredet, den Ehrgeiz geweckt und so meinen sportlichen Werdegang wesentlich beeinflußt. Ja, sie hat aus mir, wie man so sagt, erst einen richtigen Kerl gemacht."
Die wenigen freien Stunden verbringt er bei seiner Familie. Nico, der zweieinhalbjährige Sohn, ist sein Stolz. Er folgt, wo es nur geht, seinem Vater auf Schritt und Tritt. Sprungläufe in Oberhof z. B. sind ohne Oma, Opa, Schwiegervater und vor allem ohne Nico kaum denkbar. Die ganze Springergarde kennt und begrüßt ihn.
Längst haben, wie wir wissen und verfolgen, die Luftfahrten des Hans-Georg Aschenbach wieder begonnen. Mit der Bürde eines Skiflug-Champions („Ich habe jetzt erst so richtig begriffen, was das bedeutet") nimmt der ASK-Schanzenjäger Kurs auf die Weltmeisterschaften im schwedischen Falun. Eine bedeutsame Station für ihn, und doch nur — eine Zwischenstation. „In Falun gut abschneiden und dann bei den nächsten Olympischen Spielen eine Medaille", heißt sein Ziel. Mit dem springerischen Können, der enormen Willensstärke und den helfenden Händen seiner vielen Verbündeten könnte es der Armeesportler Hans-Georg Aschenbach schaffen...

Klaus Weidt



GAZ — 66 erhielt Gütezeichen

Mit Beginn des dritten Planjahres im neunten Fünfjahrplan der UdSSR werden in den Automobilwerken von Gorki die verbesserten GAZ-66-Lastkraftwagen vom Band laufen. Der LKW, der seit geraumer Zeit im Truppendienst der Sowjetarmee steht, erhielt jetzt für seine ausgezeichneten technischen Parameter und Fahreigenschaften das sowjetische Gütezeichen. Das Werk in Gorki erhöht auch für den technisch verbesserten Typ die Garantie um 30000 km, d.h. praktisch bis zur Generalüberholung.



Im Rücken des Gegners ▶

Fallschirmjäger der Tschechoslowakischen Volksarmee üben sich in der Ausnutzung natürlicher Mittel zur Anlage raffinierter, von der Natur kaum zu unterscheidender Stellungen für den überraschenden Kampf im Hinterland des Gegners. Felsspalten, Steinplatten, hohle Bäume, Erdüberhänge und Höhlen dienen als gut getarnte Verstecke und Ausgangspositionen.



Neue TS-Boote in Dienst gestellt

Einem Beitrag der polnischen Zeitschrift „MORZE" zufolge, sind bei den Seestreitkräften Volkspolens neue TS-Boote mit vier Torpedorohren in Dienst gestellt worden. Diese Torpedoschnellboote sind im Vergleich zu den sowjetischen vierrohrigen Booten kleiner und haben kein Heckgeschütz. Auch das elektronische Feuerleitgerät fehlt.



Fernseh-Hubschrauber ▲

Wie die polnische Militäragentur WAF mitteilte, entwickelten Wissenschaftler des Instituts für militärische Nachrichtentechnik eine leistungsstarke Fernsehkamera, die an Bord von Hubschraubern installiert wird und störungsfreie Filmaufnahmen zuläßt. Die FS-Kamera ermöglicht die beliebige Vergrößerung des Sichtfeldes sowie einen Fernsehausschnitt des zu filmenden Geländes aus unterschiedlicher Höhe.



Der Morgen eines Zugführers

Fortsetzung von Seite 71

Kaiser kennt diese Auseinandersetzungen zwischen Melchert und Riedel. Riedel weiß, daß Kaiser immer wieder versucht hat, zwischen ihnen zu vermitteln, nicht weil dieses Vermitteln wiederum das einfachere ist, sondern weil Kaiser meint, daß beide eine ausgewogene Einheit sein müßten. Riedel vertritt seine Meinung und Haltung mit der Ruhe und Sicherheit einer großen Überzeugung, die sich in Übereinstimmung weiß mit den allgemeinen Entwicklungen und Veränderungen. Und Riedel weiß, daß die sich für ihn und durch ihn an Kellner vollziehen, an jedem anderen Soldaten seines Zuges und auch an Melchert. Gewiß auch an ihm, täglich, immer von neuem, bis zu Einsichten und neuen Verhaltensweisen. Für die man Zeit braucht, Geduld und Energie. Und Gleichgesinnte. Die es überall gibt. Und das Beispiel braucht man dazu, das es auch gibt. Nicht nur bei Riedel, auch in anderen Zügen und Kompanien des Regiments. Da Melchert heute nichts weiter mit dem Kompaniechef zu bereden hat, geht er. Riedel und Kaiser bleiben für ein paar Minuten allein. Seit zwei Wochen jeden Tag, und noch so lange wie Riedel den kommandierten Politstellvertreter der Kompanie vertritt.

Riedel trägt Kaiser Heinrichs Bitte vor. Der Hauptmann steht auf. Er ist ebenso groß wie Riedel, nur noch breiter. Ein paar Augenblicke lang blickt er Riedel mißtrauisch an und tritt dann ans Fenster, die Hände in den Taschen seiner Stiefelhose. „Familiär", sagt er dabei, „was ist das? Katze gestorben, Oma hustet oder wirklich was Ernstes?"

„Heinrich muß fahren, damit er wieder ein Mensch wird. Er braucht Klarheit. Ich würde nicht anders handeln. Sie auch nicht."

„Ich habe eine Frau geheiratet, auf die ich mich verlassen kann."

„Das ist gut, Genosse Hauptmann. Aber Heinrich hilft das nicht."

Kaiser wendet sich zu Riedel um.

„Manchmal denk ich, Leutnant Melchert hat recht. Was er Ihnen vorhält, stimmt. Und manchmal ..."

„Was!" Riedel will es wissen. „Was?" fragt er noch einmal.

Kaiser zögert noch eine Weile, dann sagt er aufrichtig und schnell: „Manchmal denk ich, einige Offiziere müßten mehr von Ihnen haben. Abends vor allem denk ich das, wenn ich heimgehe, oder morgens, ehe ich die Kaserne betrete."

„Und dann?" Riedel läßt keine Ruhe.

„Sie und Melchert müßte man zu einem machen können."

Riedel schweigt nachdenklich, aber er kommt nicht zum Antworten, denn draußen ertönt plötzlich Melcherts Stimme.

„Rohde! Zu mir!"

Der Soldat rennt den Flur entlang. Sie hören, wie er die Hacken zusammenschlägt.

„Was wollen Sie hier!"

„Ich muß Leutnant Riedel sprechen."

„Zurück zum Speisesaal müssen Sie. Und mit der Kompanie hermarschieren, das müssen Sie."

„Genosse Leutnant, ich habe mich beim Hauptfeldwebel abgemeldet. Weil's wichtig ist."

„Wichtig, Rohde! Wissen Sie was wichtig ist? Ordnung und Disziplin. Zurück zum Speisesaal, Rohde! Dalli!"

„Zu Befehl, Melchert!"

Für einen Augenblick ist es still auf dem Flur. Dann durchdröhnt ihn Melcherts Stimme.

„Was erlauben Sie sich, Rohde!"

„Was Sie sich erlauben, Melchert. Ich habe einen Dienstgrad wie Sie, Genosse Leutnant."

Rohde läuft den Flur entlang. Melcherts Stimme ist noch einmal zu hören, aber es ist nicht zu verstehen, was er sagt. Riedel wischt seine schwitzigen Hände an den Oberschenkeln ab. Kaiser sagt: „Also gut, lassen Sie Heinrich fahren."

„Danke."

„Und was wird mit Kellner?"

„Weiß ich noch nicht", antwortet Riedel.

„Heute hat er Geburtstag, da will ich ihn nicht bestrafen. Und morgen fährt er zur Silberhochzeit seiner Eltern."

Kaiser nickt, wendet sich ins Zimmer um und sitzt fast auf der Fensterbank.

„Wenn Kellner Sie nun ausnutzt, Genosse Leutnant. Wenn er das alles wirklich mit dem Wissen macht, daß Sie ihn sowieso nicht bestrafen, wenn er Geburtstag und Silberhochzeit seiner Eltern einkalkuliert hat?"

Riedel schüttelt den Kopf. Er kennt seine Soldaten, hat sie in allen Situationen, die es für einen Soldaten gibt, in den vergangenen Monaten beobachtet. Beim Essen und Trinken, beim Feiern und Arbeiten, beim Dürsten und Hungern, beim Wachen und Ausgang, beim Rauchen und Teilen der letzten Zigarette, beim Lachen und Traurigsein. Riedel schüttelt den Kopf. Kaiser glaubt ihm und sagt: „Sie müssen es ja wissen."

„Danke", sagt Riedel noch einmal. Er geht.

Diese Viertelstunde bei Kaiser war gut. Gut für Riedel. Und Riedel hofft, daß sie auch für Kaiser gut war. Sie müßten öfter so miteinander reden, in aller Ruhe, offen, nicht von Zeit und Aufgaben getrieben, sondern in aller Ruhe und mit dem Gedanken: ‚Was ist das Beste für uns.'

Den Schluß der Erzählung veröffentlichen wir im nächsten Heft.

ЗНАМЕНОСЕЦ



TECHNIK-PORTRÄT

SYSTEM DER U-JAGD

Die erste Voraussetzung für die Bekämpfung von U-Booten ist ihre Ortung sowie ihr Aufspüren. Erst dann, wenn das U-Jagdschiff, der Hubschrauber oder das Spezialflugzeug ausfindig gemacht hat, wo, in welcher Tiefe und mit welchem Kurs der „unsichtbare" Gegner operiert, können die Bekämpfungsmittel in Aktion treten. Wie aber ein getaucht fahrendes U-Boot finden und orten?

Für die Unterwasserortung von Zielen werden nach wie vor die Schallwellen ausgenutzt. Die Anlagen dazu nennt man hydroakustische Geräte. In ausländischen Veröffentlichungen begegnet man oft dem Begriff Sonargeräte. Das Wort Sonar kommt aus der englischen Sprache und bedeutet Schallnavigation und Entfernungsmessung (Sound Navigation and Ranging). Die wichtigsten hydroakustischen Geräte sind Ortungsbojen, die von einem Überwasserschiff oder einem Hubschrauber „an der Leine" unter die Wasseroberfläche gebracht werden, weiter hydroakustische Funkbojen (siehe Schema), die am vermuteten Ort eines U-Bootes ins Wasser geworfen werden, und dann die Koordinaten an das U-Jagdschiff bzw. den Hubschrauber senden. Schließlich seien noch die stationären hydroakustischen Bojen erwähnt, die auf dem Meeresboden verankert liegen. Sie werden hauptsächlich zum Aufbau einer U-Abwehrlinie an Flottenstützpunkten und Häfen benutzt.

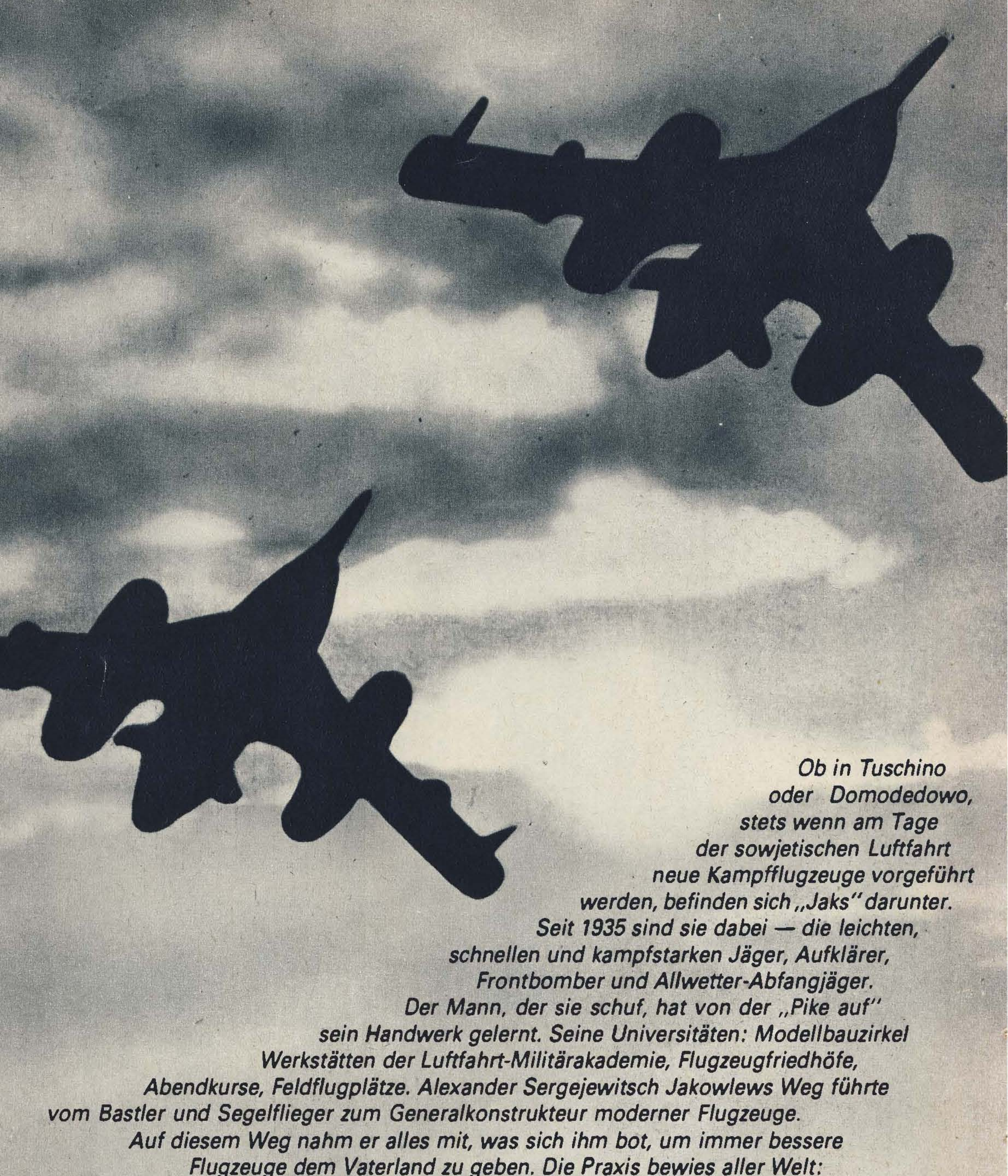
Alle gegenwärtig verwendeten Arten hydroakustischer Geräte, ob mit schrittweiser Abtastung, Rundsichtgeräte u. a., arbeiten nach dem Prinzip der Echopeilung. Die Reichweite moderner Unterwasserortungsgeräte beträgt etwa 15 Seemeilen. Bei der Schallortung werden zwei Prinzipien angewendet. Die passive Schallortung mit Geräuschpeilstationen sowie die aktive Schallortung auf der Basis der Ultraschallwellen. Letztere Methode wird in größerem Umfang praktiziert.

Ein aktives hydroakustisches Gerät sendet Ultraschallwellen in kurzen Impulsen aus. Treffen die Impulse auf einen festen Gegenstand, so werden sie reflektiert und kehren zum Empfänger des Gerätes zurück. Die Laufzeit der Impulse, geteilt durch zwei, ergibt die Entfernung zwischen dem hydroakustischen Gerät und dem angepeilten Objekt. Die Ausbreitungsgeschwindigkeit des Schalls unter Wasser beträgt rund 1500 m/s. Sie ist abhängig von der Temperatur und der Dichte des Meerwassers. Einzelne Wasserschichten haben unterschiedliche Temperaturen, die die Schallwellen ablenken. Deshalb tauchen U-Boote unter diese sogenannten Streuschichten. Die Schallstrahler, die von Hubschraubern geschleppt werden (s. o.) durchdringen diese Schichten.

Unbemannte Über- oder Unterwasserstationen werden von Mutterschiffen aus mit Energie gespeist. Über Elektronenrechner erfolgt die sofortige Auswertung der Signale. Die Rechner sind auf bestimmte Signale abgestimmt und unterscheiden zwischen Freund und Feind. So wie die Entwicklung der U-Bootwaffe voranschreitet, so entwickeln sich auch die Mittel und Methoden der Abwehr — vor allem die hydroakustischen Geräte.

Schema einer hydroakustischen Funkboje
1 — UKW-Sender
2 — wasserdichte Steckbuchse
3 — wasserdichte Trennwand
4 — Verbindungskabel
5 — Unterwasserschallempfänger
6 — Verstärker des Unterwasserschallempfängers
7 — Kompaß
8 — Niederspannungsakkumulator
9 — Hochspannungsquelle


1
2
3
4
5
6
7
8
9



Ob in Tuschino oder Domodedowo, stets wenn am Tage der sowjetischen Luftfahrt neue Kampfflugzeuge vorgeführt werden, befinden sich „Jaks" darunter. Seit 1935 sind sie dabei — die leichten, schnellen und kampfstarken Jäger, Aufklärer, Frontbomber und Allwetter-Abfangjäger. Der Mann, der sie schuf, hat von der „Pike auf" sein Handwerk gelernt. Seine Universitäten: Modellbauzirkel Werkstätten der Luftfahrt-Militärakademie, Flugzeugfriedhöfe, Abendkurse, Feldflugplätze. Alexander Sergejewitsch Jakowlews Weg führte vom Bastler und Segelflieger zum Generalkonstrukteur moderner Flugzeuge. Auf diesem Weg nahm er alles mit, was sich ihm bot, um immer bessere Flugzeuge dem Vaterland zu geben. Die Praxis bewies aller Welt:

"JAKs" sind Spitzenklasse

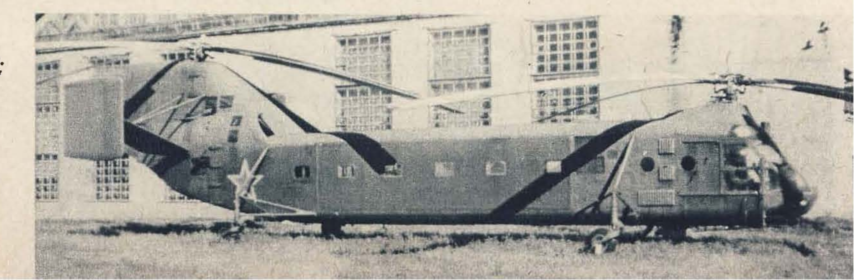
Das Prädikat „Spitzenklasse" gilt für alle Arten der Konstruktionen Jakowlews. Ob es drahtverspannte Doppeldecker oder „Schlappohren" — sprich Hubschrauber — waren, ob sie den Akrobaten der Lüfte, den Sportfliegern dienten oder als Trainer bei der Ausbildung junger Piloten halfen, ob sie das Wasser als Start- und Landebahn hatten oder als Lastensegler über die Front glitten. Die drei Buchstaben JAK sind das Siegel der Güte und das Signum der jahrzehntelangen Arbeit im Dienste der sowjetischen Luftfahrt.

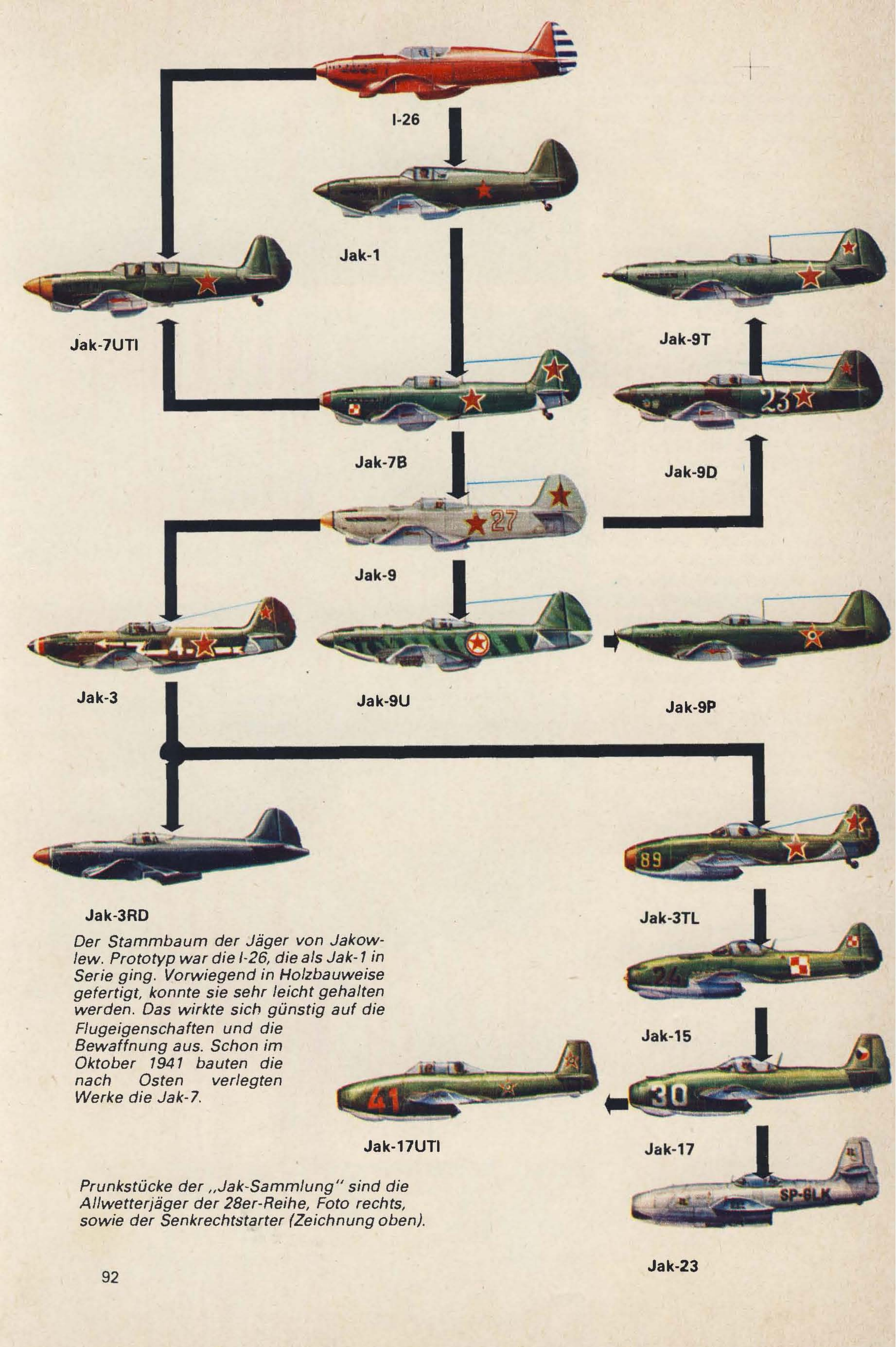
Im Konstruktionsbüro von Alexander S. Jakowlew, von Jakowlew dem Älteren, muß man exakt sagen, da Sohn Sergej in die Fußstapfen des Vaters trat und bereits selbst konstruiert (Jak-18 T), wurde bis auf schwere Bomber so ziemlich alles entwickelt, was fliegt: Sport- und Verbindungsflugzeuge, kolben- und strahlgetriebene Jäger, dazwischen als Ausnahme Hubschrauber und Lastensegler, schnelle Aufklärer und Transporter, Nachtjäger und leichte Bomber, Schulflugzeuge und der Senkrechtstarter, der 1967 in Domodedowo Furore machte.

Jakowlew, obwohl seit Jahrzehnten in der internationalen Fachwelt bekannt, gehört zur zweiten Generation der sowjetischen Generalkonstrukteure, zu jenen Schöpfern ausgezeichneter Militärflugzeuge, die viel von den Lehrmeistern aus der ersten Reihe übernehmen konnten.

Als der am 1. April 1906 in Moskau geborene Alexander 1923 sein letztes Schuljahr absolvierte, war gerade die Freiwillige Gesellschaft der Freunde der Luftflotte (DDWF) gegründet worden. Das war für den Siebzehnjährigen Anlaß, einen Flugmodellzirkel aufzuziehen. In

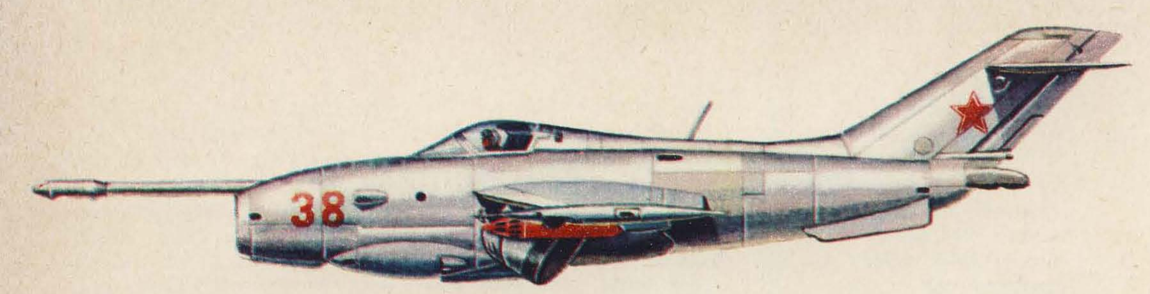
Aus der Palette der Jak-Konstruktionen: Von oben nach unten — Sporteindecker AIR-5; Nahbomber BB-22; Lastensegler Jak-14; Kurier- und Verbindungsflugzeug Jak-12; Großraumhubschrauber Jak-24





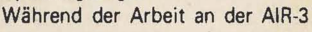
Der Stammbaum der Jäger von Jakowlew. Prototyp war die I-26, die als Jak-1 in Serie ging. Vorwiegend in Holzbauweise gefertigt, konnte sie sehr leicht gehalten werden. Das wirkte sich günstig auf die Flugeigenschaften und die Bewaffnung aus. Schon im Oktober 1941 bauten die nach Osten verlegten Werke die Jak-7.

Prunkstücke der „Jak-Sammlung" sind die Allwetterjäger der 28er-Reihe, Foto rechts, sowie der Senkrechtstarter (Zeichnung oben).



vierwöchiger Arbeit hatten sie ein Modell mit zwei Meter Spannweite gebaut, nach Jakowlews Entwurf. In seinen Erinnerungen beschreibt er die Sache so: „Es herrschte fast feierliche Stille, als ich in Anwesenheit zahlreicher Schaulustiger meinen ersten Flugapparat startete, der dann auch fünfzehn Meter weit flog. Die Freude kannte keine Grenzen! Das Modell flog; ich empfand sein Lebendigsein! Hier wurde auch meine Leidenschaft zur Luftfahrt geboren!"

Vielleicht trug auch die Bekanntschaft mit Sergej Wladimirowitsch Iljuschin dazu bei, daß die damals unter vielen Jugendlichen ausgebrochene „Luftfahrtkrankheit" bei ihm das ganze Leben anhielt. Auf jeden Fall hatte sie den jungen Mann so gepackt, daß er im März 1924 mit Iljuschins Hilfe — jener studierte damals an der Luftfahrt-Militärakademie — als ungelernter Arbeiter in den Werkstätten der Akademie angestellt wurde. In seiner Freizeit konstruierte er, unterstützt von Iljuschin, ein Segelflugzeug, das er beim Krim-Wettbewerb flog und das einen Preis erhielt. Jetzt fühlte sich der junge Flugzeugbauer noch mehr angeregt, sein Sehnen galt der Konstruktion eines Motorflugzeuges. Immerhin war er nach gut anderthalbjähriger Tätigkeit in der Werkstatt zum Motorenwart aufgerückt. In den freien Stunden besuchte er die Flugzeugfriedhöfe, untersuchte dort die Wracks, die er als „Universität" ansah und lernte daran. „... geradezu leidenschaftlich wühlte ich in den Trümmern, wobei mich vor allem die Art der Schäden interessierte. Ich machte mir Gedanken über die Ursachen, versuchte, die schwache Stelle im jeweiligen Detail zu finden," bemerkt er in seinen Erinnerungen. Hinzu kamen fleißige Studien in den Abendstunden: Theorie des Flugzeugs, Festigkeitslehre und viele andere Gebiete. Nach einem Jahr angestrengter Studientätigkeit lagen die Berechnungen und Zeichnungen für einen zweisitzigen Doppeldecker vor. Am 12. Mai 1927 war es soweit, der Pilot Piontkowski, er sollte später noch mehrere Jakowlew-Typen einfliegen, startete mit dem Sportflugzeug AIR-1 zum Jungfernflug. Einen Monat nach dem Erstflug legte die Maschine in 15 Stunden 30 Minuten die 1420 km lange Strecke Sewastopol-Moskau ohne Zwischenlandung mit der Höchstgeschwindigkeit von 135 km/h zurück. Das bedeutete zweimal Weltrekord für Sportflugzeuge!



Während der Arbeit an der AIR-3

besuchte Jakowlew die ersten Vorlesungen an der Akademie. Noch vor Beendigung seines Studiums, 1931, waren zwei weitere Maschinen, die AIR-4 und 5 entstanden. Die danach weiterentwickelte AIR-5, offiziell als Ja-6 bezeichnet und inoffiziell „Luftautomobil" genannt, wurde in Serie gebaut. Etwa 1000 Stück dieses Typs verließen die Werkhallen.

Noch war Jakowlew kein selbständiger Konstrukteur. Er arbeitete im Menschinski-Werk, wo unter der Leitung so bekannter Fachleute wie Grigorewitsch (Wasserflugzeuge) und Polikarpow (Konstrukteur der legendären Po-2 sowie der I-16) das Doppeldecker-Jagdflugzeug I-5 gebaut wurde. Es war der Standardjäger der sowjetischen Luftstreitkräfte der 30er Jahre. Jalowlew kam als Ingenieur unmittelbar in die Produktion. So lernte er von der „Pike auf" im ZKB, dem Zentralen Konstruktionsbüro, alles kennen, was für seine spätere Tätigkeit von großer Bedeutung war. Im Gegensatz zu dem von Tupolew geleiteten zweiten Konstruktionszentrum, dem ZAGI (Zentrales Aero- und Hydrodynamisches Institut), wo schwere Flugzeuge aller Art konstruiert wurden, beschäftigte man sich im ZKB vornehmlich mit dem Bau leichter Flugzeuge. Ganz sicher ist, daß davon die „Handschrift" Jakowlews in entscheidendem Maße geprägt wurde. Das zeigte sich bereits bei seinem zweisitzigen Tiefdecker AIR-7, mit dem Piontkowski im Herbst 1932 eine Geschwindigkeit von 322 km/h erreichte. Das waren 50 km/h mehr als das Jagdflugzeug I-5 schaffte!

Zu dieser Zeit leitete Jakowlew bereits ein Kollektiv junger Konstrukteure, dem bald ein großartiger Erfolg beschieden sein sollte. Er hieß UT-2 und war ein Eindecker-Schulflugzeug. Ausschlaggebend war die Flugschau in Tuschino 1935. Die UT bestach so, daß sie auf Regierungsbeschluß zum Standardschulflugzeug der Luftstreitkräfte wurde. In zehnjähriger Produktion gingen 7150 UT-2 vom Band.

Am politischen Himmel zeigten sich in diesen Jahren immer stärker die Wolken des nahenden Krieges. Die Umrüstung auch der sowjetischen Luftstreitkräfte war Notwendigkeit geworden. Es galt neue Militärflugzeuge zu entwickeln, um der forcierten Aufrüstung des zum Sprung ansetzenden Faschismus zu begegnen.

Auch das Kollektiv Jakowlew erhielt sein Aufgaben. Als erstes rein militärisches entstand 1939 das zweimotorige Aufklärungsflugzeug Jak-4 mit der für seine Zeit hohen Geschwindigkeit von 567 km/h und der Reichweite von 1800 km. Unter dem Druck der militärpolitischen Situation wurde es zum Nahbomber umgewandelt. Die Bezeichnung lautete BB-22. Als mehrere Konstruktionsbüros zu Beginn des Jahres 1939 beauftragt wurden, Prototypen neuer Jagdflugzeuge zu entwickeln, stieg auch das Büro Jakowlew ein. Schon zu Beginn des Krieges konnten die ersten „Jaks" in den Kampf fliegen.

Die nächste Etappe begann gleichlaufend mit der Stabilisierung der Front und der Wirtschaft. Jakowlew war Stellvertreter des Volkskommissars für Luftfahrtindustrie, später Minister; sein Kollektiv vervollkommnete die Typen den Erfordernissen der Lage gemäß. Es schuf die Jak-9 in mehreren Versionen sowie das leichteste Jagdflugzeug des zweiten Weltkrieges, die Jak-3. Dieses Flugzeug hatten bezeichnenderweise die Piloten des Geschwaders „Normandie-Njemen" allen englischen und amerikanischen Typen vorgezogen. Die Jak-3 war der Ursprung für das Strahlflugzeug Jak-15, das die Etappe der Strahljäger mit dem Namen „JAK" einleitete.

Nach dem Kriege konstruierte Jakowlew eine Reihe Experimentierflugzeuge, Jak-19, 25, 30, 50 und Jak-1000.

Aus den Erfahrungen mit diesen Maschinen entwickelte das Konstrukteurkollektiv die neue Serie der zweistrahligen Allwetter-Abfangjäger Jak-25, 27 und 28. Auch von ihnen gibt es verschiedene Versionen.

Jakowlew und seine Gefährten arbeiteten weiter. Zur Luftparade 1967 zeigten sie die Leistungssteigerung ihrer Kollektivarbeit. Die ausgestellten Jak-28 P (siehe Foto S. 93) sowie die „Sensation am Himmel", der Senkrechtstarter, bewiesen, daß die Ideen bei Jakowlews nicht erschöpft sind.

Major W. Kopenhagen

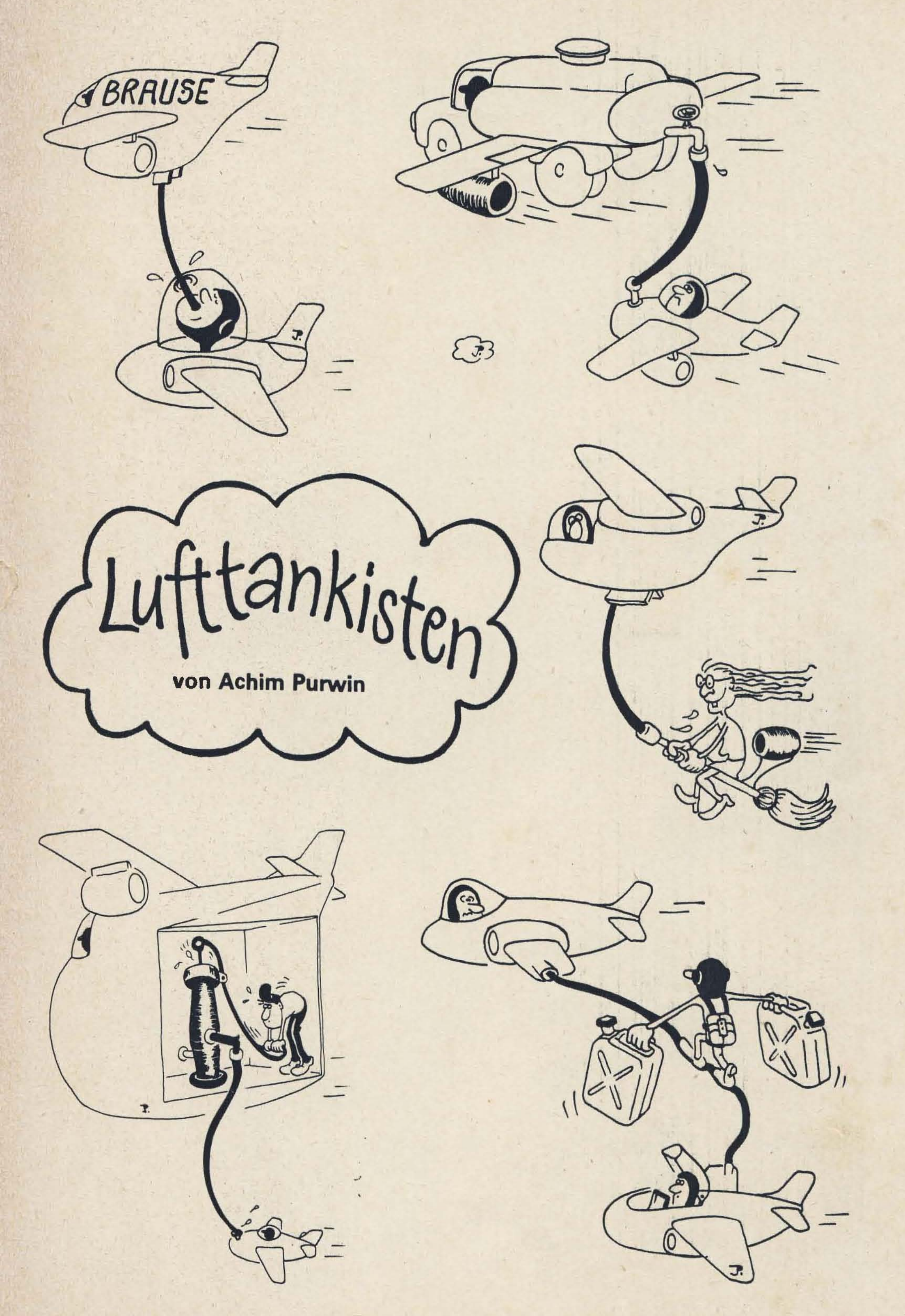
Militärverlag der Deutschen Demokratischen Republik · Redaktion „Armee-Rundschau" · Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag · Postanschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 158, Postfach 46130, Telefon 530761 · Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Auslandskorrespondenten: Oberst W. G. Radtschenko und Oberst E. A. Udowitschenko, Moskau; Oberstleutnant A. Kolodziejczyk, Warschau; Oberst J. Schaulow, Sofia; Major J. Cerveny, Prag; Major R. Kutas, Budapest; Oberstleutnant I. Capet, Bukarest · „Armee-Rundschau" erscheint monatlich · Preis: 1,— Mark · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Bezugsmöglichkeiten: In der DDR über die Deutsche Post und den Buch- und Zeitschriftenvertrieb, 102 Berlin, Rungestr. 20; in den sozialistischen Ländern über den jeweiligen Postzeitungsvertrieb; in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel und den Volkseigenen Außenhandelsbetrieb Buchexport DDR — 701 Leipzig, Leninstr. 16; in der BRD und Westberlin über den örtlichen Buchhandel und Volkseigenen Außenhandelsbetrieb Buchexport, DDR — 701 Leipzig, Leninstr. 16 · Alleinige Anzeigenannahme DEWAG-Werbung Berlin, 1054 Berlin, Hauptstadt der DDR, Wilhelm-Pieck-Str. 49, Fernruf: 226215, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen der Bezirke der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Fotosatz: Neues Deutschland Berlin · Reproduktion und Druck: Berliner Druckerei, 1022 Berlin, Dresdener Str. 43 · Gestaltung: Horst Scheffler Printed in GDR

Redaktionsschluß des Heftes: 26. 10. 1973

Fotos: Uhlenhut (13), Titel, S. 10, 11, 12, 13, 14, 15, 38, 41, 47, 48; Sologubowa (6), S. 24, 25, 26, 27; ZB (9), S. 2, 31, 32, 72, 73, 77, 78, 79; VA (1), S. 33; Tluste (1), S. 35; Archiv (17), S. 38, 39, 41, 64, 65, 76, 77, 84, 90, 91; Patzer (1), S. 49; Wallmüller (8), S. 54, 55, 56, 57, 58, 59; Armeemuseum d. DDR (1), S. 62; Bersch (10), S. 74, 80, 81, 82, 83; MBD (1), S. 84; Söllner (1), S. 86; Kopenhagen (1), S. 91; Udowitschenko (1), S. 93

Lufttankisten

von Achim Purwin





31 036

„Ich singe Afrika"

Miriam Makeba